

MAFIÖSE

ORGANISIERTE

KRIMINALITÄT

IM SOZIAL —————

RAUM



MAFIÖSE ORGANISIERTE KRIMINALITÄT IM SOZIALRAUM

Autorinnen:

Burcu Başdinkçi, Prof. Dr. Esther Lehnert



Inhalt

Vorwort	4
1 Einleitung	7
2 Dichte Beschreibung: mOK in einem Berliner Sozialraum	13
2.1 Angaben zur Soziodemografie des untersuchten Sozialraums	14
2.2 mOK und: territoriale Dominanz	15
2.3 mOK und: Mangel an Geld, Bildungschancen und Wohnraum	21
2.4 mOK und: Ausgrenzungserfahrungen in der Mehrheitsgesellschaft	25
2.5 mOK und: Ideologien der Ungleichwertigkeit im Sozialraum	28
2.6 mOK und: Vandalismus, Bedrohungen, Gewalt	32
3 Soziale Arbeit in mOK-betroffenen Sozialräumen: Herausforderungen, Anknüpfungspunkte, Empfehlungen für Standards	37
3.1 Einrichtungen und Angebote Sozialer Arbeit im untersuchten Sozialraum	38
3.2 Erfahrungen aus der Praxis: Herausforderungen und Lösungsansätze	40
3.2.1 Mangelndes Wissen, fehlende Begriffe	40
3.2.2 Angst und Gewalt	42
3.2.3 Grenzen strategischer Partnerschaften	45
3.2.4 Komplizenschaft	46
3.2.5 Durch mOK geprägte Beziehungsnetze	48
3.3 Fachliche Perspektiven und Standards	52
3.3.1 Der Fachdiskurs zu mOK	52
3.3.2 Das Tripelmandat Sozialer Arbeit	53
3.3.3 Anknüpfungspunkte in der Rechtsextremismus-Prävention	55
3.4 Schlussfolgerungen für die Praxis Sozialer Arbeit	57
3.5 Empfehlungen: Standards für die Soziale Arbeit	64
Literaturverzeichnis	66
Impressum	68
Über echolot	69

Vorwort

Seit mehr als zehn Jahren arbeitet *echolot* (Teil des Instituts für Neue Soziale Plastik) mit vielfältigen Herangehensweisen und in unterschiedlichen Förderzusammenhängen zu mafïöser Organisierter Kriminalität (mOK). Bald nach den 'ndrangheta Morden in Duisburg 2007 entstand *echolot*, um von Deutschland aus die zivilgesellschaftliche Arbeit des *Osservatorio sulla 'ndrangheta* in Reggio Calabria zu unterstützen. Schnell wurde jedoch deutlich, dass eine zivilgesellschaftliche Arbeit gegen mafïöse OK auch in Deutschland notwendig ist. Seitdem bewegt das Projekt die Frage, warum sich die Zivilgesellschaft in Deutschland bisher kaum den durch die international operierende mOK aufgeworfenen fundamentalen sozialen und menschenrechtlichen Probleme widmet.

Von 2014–2017 setzte *echolot* mit Partnern in Deutschland und Italien das EU-geförderte Projekt *creating public spaces* zur zivilgesellschaftlichen Umnutzung der von kriminellen Gruppen eingezogenen Immobilien um. Es stellte den konkreten Versuch dar, aus den jahrzehntelangen Erfahrungen der süditalienischen Zivilgesellschaft in ihrer Arbeit für demokratische Kultur und gegen Mafien zu lernen, indem Analogien mit der ostdeutschen zivilgesellschaftlichen Arbeit für demokratische Kultur und gegen Rechtsextremismus herausgearbeitet wurden. Der deutsche Gesetzgeber hat durch die Reform der Vermögensabschöpfung (2017) den Strafverfolgungsbehörden sinnvolle neue Instrumente an die Hand gegeben. Leider ist es bisher jedoch nicht gelungen, die wegweisenden italienischen Erfahrungen mit der zivilgesellschaftlichen Umnutzung eingezogener Immobilien auch in Deutschland nutzbar zu machen.

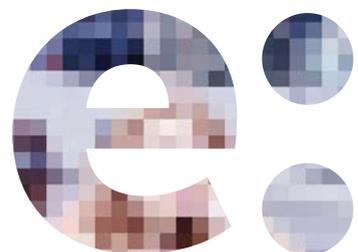
Das vierjährige Projekt *Theater der Anonymen* (2016–2020) arbeitete mit Klientinnen der Berliner Fachberatungsstellen für Betroffene von Menschenhandel daran, ihre Erfahrungen in künstlerische Ausdrucksformen zu übersetzen. Durch das Projekt entstand die seltene Möglichkeit einer konkreten Auseinandersetzung mit den Menschenrechtsverletzungen, die mit mafïösem Menschenhandel einhergehen. Die Einbeziehung von Personen, die von mOK betroffen sind, und die Sichtbarmachung ihrer Erfahrungen bzw. Perspektiven ist unabdingbar dafür zu verstehen, wie mOK Menschenrechte einschränkt und Demokratien bedroht.

Die Jahre der Auseinandersetzung mit mOK gingen immer wieder mit einem Gefühl der Ernüchterung einher: Rassistisch konnotierte Diskurse, eine letztlich geringe Effektivität gesetzgeberischer oder administrativer Maßnahmen gegen mOK Phänomene und der Mangel an Unterstützungsangeboten für Betroffene trugen dazu bei.

Die Konzeption des Bundesmodellprojekts *echolot: Zivilgesellschaft gegen mafiöse OK* (ab 2021), dessen Abschlusspublikation hier vorgelegt wird, stellt den Versuch dar, sich mOK aus Betroffenen­sicht zu nähern. Ja, für viele Geschäftsfelder von mOK Strukturen gibt es die Möglichkeit effektiver Strafverfolgung: Bestechung von Amtsträger*innen; Geldwäsche; Verstöße gegen das Arzneimittel-, Lebensmittel-, Marken-, Urheber-, Waffen- oder Betäubungsmittelrecht; Umwelstraftatbestände; Gesetze gegen Menschenhandel zum Zweck der sexuellen und/oder Arbeitsausbeutung, etc. Aus der Sicht von Betroffenen betrachtet wird aber schnell deutlich, dass Unterstützungsstrukturen und konkrete Hilfsangebote der öffentlichen Hand fehlen. Erst durch diese könnte überhaupt eine größere Anzeigebereitschaft entstehen.

Betroffene von mOK sind Expert*innen des Alltags für unterschiedliche Erscheinungsformen mafiöser Organisierter Kriminalität. In diesem Sinne sind Sozialarbeitende mit ihrem direkten Wissen um die Erfahrungen ihrer Klient*innen und der professionellen Möglichkeit, diese analytisch (z.B. auch sozialräumlich) zuzuordnen eine wichtige Gruppe um zu verstehen, wie sich mOK konkret und vor Ort auswirkt. Diese Publikation wendet sich primär an sie. Vielleicht entsteht so eines Tages doch noch eine zivilgesellschaftliche Bewegung, die sich in Deutschland gegen die autoritären und menschenverachtenden Strukturen von mOK stellt.

Fatma Keser (Projekt *echolot*) und Benno Plassmann (Vorstand)





1 EINLEITUNG

Wie wirkt mafiöse Organisierte Kriminalität – kurz: mOK – in davon betroffenen Sozialräumen? Wie ist es für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, in Sozialräumen aufzuwachsen und zu leben, die durch mOK-Strukturen dominiert werden? Wie nehmen Sozialarbeiter*innen und andere Fachkräfte das Phänomen wahr, welchen Herausforderungen begegnen sie, welche Umgangsstrategien finden sie? Welche Schlüsse und Empfehlungen lassen sich daraus ziehen für die Disziplin und Profession Sozialer Arbeit?

Das Thema mOK ist immer noch ziemlich neu in der bundesdeutschen Debatte; noch neuer scheint zu sein, dass sich die Soziale Arbeit ausdrücklich damit befasst. Hier setzt das Modellprojekt von *echolot: Zivilgesellschaft gegen mafiöse Organisierte Kriminalität (mOK)*, auf dem diese Veröffentlichung fußt, an. Die Publikation wendet sich zum einen an jene, die in ihrem Arbeitskontext mit dem Thema bzw. mit mOK-Betroffenen zu tun haben, insbesondere im Kontext Sozialer Arbeit; zum anderen richtet sie sich an die Betroffenen selbst und an deren Bekannte, Angehörige, Freund*innen, Nachbar*innen sowie breit an die demokratische Zivilgesellschaft.

echolot versteht mOK als eine Bedrohung für die demokratische Kultur. Letztere braucht es, damit die menschenrechtlich definierte Gleichwertigkeit aller Menschen tatsächlich garantiert und geschützt wird im gesellschaftlichen Leben. Demokratische Kultur beinhaltet, dass das Versprechen der Chancengleichheit beim Zugang zu Ressourcen wie Bildung, Arbeit, Wohnraum, Gesundheit und Rechtspflege auch eingelöst wird. Dazu bedarf es des *aktiven Schutzes der Gleichwertigkeit* – und folglich der Parteilichkeit für jene,

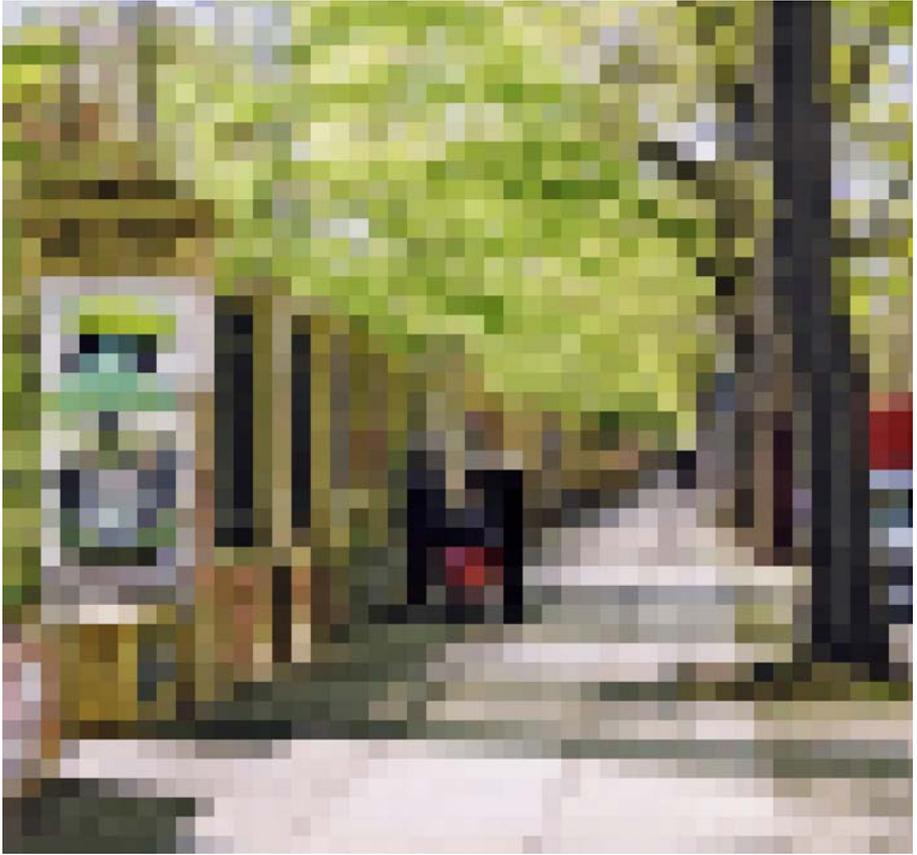
die Erfahrungen der Ungleichwertigkeit machen müssen. Mafiöse Organisierte Kriminalität baut auf Ungleichwertigkeit auf. Dort, wo sie existiert, bedroht sie die demokratische Kultur aller Betroffenen. Daher sind eine klare Positionierung gegen mOK und Ideologien der Ungleichwertigkeit sowie eine klare parteiliche Haltung gegenüber Betroffenen unabdingbar, um demokratische Kultur zu erhalten und zu stärken oder sie zu schaffen.

Entscheidend für die Arbeit von *echolot* sind daher ein zivilgesellschaftlicher und betroffenenorientierter Ansatz, zudem eine rassismuskritische und geschlechterreflektierende Perspektive. Betroffene sind Expert*innen für mOK und häufig auch Expert*innen für Rassismus, Klassismus und/oder Sexismus und gegebenenfalls für weitere Ideologien der Ungleichwertigkeit. Sie bringen also in mehrfacher Hinsicht wertvolles Wissen mit, auf das *echolot* und die Arbeit gegen mOK angewiesen sind. Dabei muss, um Betroffene wirkungsvoll zu unterstützen und um präventive zivilgesellschaftliche Strategien zu entwickeln, besonders auf Graubereiche geachtet werden; denn genau dort bewegen sich viele Betroffene, oft unbeabsichtigt oder erzwungen.

Die bereits vorliegende *echolot*-Interviewstudie „Mafiöse Organisierte Kriminalität in Berlin“ (INSP 2020) untersucht (mögliche) mOK-Strukturen in unterschiedlichen Branchen. Seitdem hat sich *echolot* eingehender damit beschäftigt, inwiefern und wie sich mOK-Strukturen in verschiedenen urbanen Sozialräumen bzw. Territorien äußern und diese dominieren; wer davon wie betroffen ist; was mOK für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die in solchen Sozialräumen aufwachsen, bedeutet; ob und wie Fachkräfte der Sozialen Arbeit mOK-Strukturen wahrnehmen und benennen und wie sie mit ihnen umgehen.

Mit der Bezeichnung „mafiöse Organisierte Kriminalität“, mOK, führte *echolot* einen analytischen und nicht rassifizierenden Begriff in die Debatte ein, der ein fachliches Sprechen über das Thema überhaupt erst möglich macht.¹ Denn die interviewbasierten Untersuchungen von *echolot* zeigen unter anderem Folgendes: In Berliner Sozialräumen finden sich Formen der territorialen Dominanz (siehe Kapitel 2.2) durch mOK-Strukturen, sie werden jedoch nicht immer ausreichend und korrekt erkannt und benannt – und das hängt offenbar stark mit fehlenden bzw. mangelhaften und unsachlichen Begrifflichkeiten und Definitionen des Phänomens zusammen (siehe Kapitel 3.2.1). Viele Fachkräfte adressieren das Thema deshalb nicht, weil sie befürchten,

¹ Die von uns untersuchten Sozialräume sind geprägt von einem hohen Anteil an Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund, in den Debatten um „Clans“ werden diese rassifiziert. Wir wissen, dass mOK auch in weißen Nachbarschaften auftritt; hier sind die Täter oftmals Teil von Rocker- oder Nazi-mOK.



es dabei noch stärker als bisher rassistisch aufzuladen und sich damit an einer weiteren Stigmatisierung und Diskriminierung der Betroffenen zu beteiligen. Den Hintergrund bildet ein medialer Diskurs um sogenannte Clan-Kriminalität, der stark durch unsachliche, sensationsheischende und rassifizierende Elemente geprägt ist: Kriminalität wird ethnisiert, was zur Stigmatisierung von Menschengruppen und Sozialräumen beiträgt; zugleich verstellt die Täterfokussierung den Blick auf die Betroffenen von mOK, deren Perspektive kaum Gehör zu finden scheint (vgl. auch INSP 2022).

Die vorliegende Publikation konnte nur entstehen, weil alle Interviewten die Offenheit und den Mut aufbrachten, über mOK zu sprechen. Der Sozialen Arbeit – insbesondere der Jugendarbeit, genauer: der Offenen Kinder- und

Jugendarbeit (OKJA) – kommt eine Schlüsselrolle zu bei der Wahrnehmung und Auseinandersetzung bezüglich mOK und territorialer Dominanz und ebenso für die Entwicklung möglicher Präventionsstrategien. Zu diesem Schluss kamen die Mitarbeiter*innen von *echolot* bereits in der erwähnten Interviewstudie (INSP 2020), die diesem Modellprojekt vorgelagert war.

Diese Veröffentlichung wendet sich unter anderem an Fachkräfte der Sozialen Arbeit, die in ihrem Arbeitskontext mit dem Thema zu tun haben. In Kapitel 3 schauen wir uns genauer an, mit welchen Herausforderungen sowohl von uns interviewte als auch andere Fachkräfte (inklusive Quereinsteiger*innen) in einem von mOK-Strukturen betroffenen Sozialraum konfrontiert sind und welche Umgangswege sie finden (Kapitel 3.2); wir fragen nach Anknüpfungspunkten in der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit beim Umgang mit mOK (3.3) und leiten Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Soziale Arbeit ab (3.4, 3.5). Zunächst aber bietet die Publikation allen Betroffenen und Interessierten eine ausführliche mOK-kritische und diversitätssensible Analyse des betreffenden, durch mOK-Strukturen geprägten Sozialraums (Kapitel 2). Es wird erklärt und beschrieben, wie sich territoriale Dominanz durch mOK-Strukturen dort auswirkt und wer wie davon betroffen ist. Eingehender untersucht werden die Zusammenhänge zwischen mOK-Strukturen, der davon ausgehenden territorialen Dominanz und den Themen Mangel/Armut, Ausgrenzungen, Ideologien der Ungleichwertigkeit und Gewalt. Hierbei liegt der Fokus auf im Sozialraum lebenden Kindern und Jugendlichen.

Die hauptsächliche empirische Grundlage der Publikation stellen sechs anonymisierte leitfadengestützte Interviews mit Fachkräften (Sozialarbeiter*innen, Pädagog*innen und Quereinsteiger*innen) dar: Im Sommer und Herbst 2022 interviewte *echolot* drei Frauen und drei Männer, die im betreffenden Sozialraum in der OKJA oder in der Familien- und Nachbarschaftsarbeit tätig sind. Zwei Interviewte sind Sozialarbeiter*innen, einer ist Erzieher und Sozialarbeiter, einer ist Erzieher, und zwei sind Quereinsteiger*innen. Die Interviews drehten sich insbesondere um die Frage, welche Rolle mOK und die typischerweise von ihr ausgehende territoriale Dominanz im Sozialraum und in der jeweiligen Einrichtung spielen, vor allem mit Blick auf Kinder und Jugendliche. Uns interessierte dabei auch, wie die Interviewten mOK, mOK-Strukturen und territoriale Dominanz beschreiben und wahrnehmen, wie sie sich dazu positionieren und verhalten und wie sie damit aktiv umgehen. Daneben gewann *echolot* Informationen durch weitere

Interviews, teilnehmende Beobachtung und ethnographische Begehungen im Sozialraum; dazu zählen Workshops mit einer Mädchengruppe einer Nachbarschaftseinrichtung (ca. zehn Mädchen) sowie Gespräche mit (betroffenen) Bewohner*innen und Gewerbetreibenden. So gelang eine dichte Beschreibung (siehe Kapitel 2) eines von mOK-Strukturen und territorialer Dominanz betroffenen Sozialraums in Berlin.

Die Studie bezieht sich auf einen bestimmten Sozialraum in Berlin, der zunächst einmal für sich steht. Gespräche, Berichte und Beobachtungen, die *echolot* bezüglich weiterer Sozialräume in Berlin und in anderen (urbanen) Räumen in Deutschland führt und sichtet, lassen jedoch den gut begründeten Schluss zu, dass sich ähnliche Formen mOK-geprägter territorialer Dominanz auch andernorts finden. Die Ergebnisse sind somit auch für andere Sozialräume relevant, die Empfehlungen in angepasster Form auch dort implementierbar.





2 DICHTER BESCHREIBUNG:

mOK in einem Berliner Sozialraum

Im Folgenden fragen wir für den von uns untersuchten Sozialraum: Was bedeutet es für die dort lebenden Menschen, von mafiöser Organisierter Kriminalität (mOK) betroffen zu sein?

Vorausgeschickt werden Angaben zur soziodemografischen Lage im betreffenden Sozialraum (Kapitel 2.1). Anschließend stellen wir ein Konzept vor, das für das Verständnis von mOK-Strukturen zentral ist, nämlich die territoriale Dominanz. Wir fragen, in welcher Form sich dieses System der Kontrolle, Dominanz und Gewalt, das typisch ist für mOK, im hier beschriebenen Sozialraum finden lässt (2.2). Danach werden einige Zusammenhänge beleuchtet, die sich in den Interviews, Gesprächen und (teilnehmenden) Beobachtungen als bedeutsam herausgestellt haben: wie mOK und Erfahrungen des Mangels zusammenwirken (2.3); wie Ausgrenzungserfahrungen vulnerabel machen für mOK (2.4); wie Ideologien der Ungleichwertigkeit (Hetero-/Sexismus, Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus) mOK befördern (2.5); welche Rolle Bedrohungen, Gewalt und Vandalismus spielen (2.6).

„Das sind dann gesetzte Regeln, die im Sozialraum oder in den gewissen mOK-Strukturen da sind. Und die Regeln hast du zu akzeptieren. Wenn du die Regeln nicht akzeptierst und dich gegen sie stellst, dann bekommst du das auch mit – und dann begibst du dich in Gefahr. Aber das gibt es sehr selten [...]: Menschen, die gegen diese Regeln strömen; [...] die bleiben denen einfach fern. Aber es ist natürlich [allen] bekannt, wer dann etwas macht.“

Interview Nr.1 2022: Absatz 267

2.1 Angaben zur Soziodemografie des untersuchten Sozialraums

Der betreffende Berliner Sozialraum ist durch eine sehr junge Einwohnerschaft gekennzeichnet, etwa die Hälfte sind Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Eine deutliche Mehrheit hat eine persönliche oder familiäre Migrationsgeschichte. Sehr viele besitzen nicht die deutsche Staatsbürgerschaft; daher haben sie kein Wahlrecht, was ihre Möglichkeiten der Teilhabe an demokratischen Prozessen und der politischen und gesellschaftlichen Mitgestaltung in erheblichem Maße einschränkt.

Armut spielt eine ausgeprägte Rolle, mehr als die Hälfte der Bewohner*innen ist auf staatliche Transferleistungen angewiesen; angesichts der hohen Anzahl junger Menschen sind hier also sehr viele Kinder und Jugendliche von (Kinder-)Armut betroffen (siehe Kapitel 2.3). Auch gibt es eine hohe Arbeitslosigkeit, was unter anderem damit zusammenhängen dürfte, dass die Schulabschlüsse der von Arbeitslosigkeit betroffenen Personen entweder fehlen, nicht ausreichend sind oder nicht anerkannt werden. Die Einschätzung mehrerer Interviewter ist zudem, dass ein als „Clan-Name“ stigmatisierter Familienname oder der Wohnort in einem stigmatisierten „sozialen Brennpunkt“ die Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz deutlich erschweren; daneben weisen sie auf Verfehlungen seitens der (Einwanderungs)Politik hin, was die Integration in den Arbeitsmarkt betrifft, und auf den (zunehmenden) Mangel an Arbeitsplätzen für Menschen ohne Berufsausbildung.

Die allermeisten Bewohner*innen sind im Alltag stark von rassistischer und klassistischer Diskriminierung betroffen. Gleichzeitig vertreten Bewohner*innen des Sozialraums ihrerseits verschiedene Ideologien der Ungleichwertigkeit, zum Beispiel Queerfeindlichkeit und Sexismus, Antisemitismus, Antiziganismus und Rassismus beispielsweise antischwarzen oder antikurdischen, und es dominieren patriarchalisch geprägte Familienstrukturen. mOK kann in einem Sozialraum wie diesem – wo viele Menschen stark marginalisiert sind, Ausgrenzung, Rassismus und andere Diskriminierungen erfahren und in patriarchalen Familienstrukturen leben – sehr gut gedeihen. Auf diese Zusammenhänge kommen wir später zurück (Kapitel 2.3–2.5). Vorausgeschickt sei, dass mOK (inklusive der damit verbundenen Gewalt) das Leben aller Anwohnenden in dem betreffenden Sozialraum erheblich prägt.

2.2 mOK und: territoriale Dominanz

In den Interviews und Gesprächen, die *echolot* mit Fachkräften, Betroffenen und Bewohner*innen geführt hat, tritt klar hervor, dass der Sozialraum von dort wohnhaften mOK-Akteur*innen kontrolliert wird. Was bedeutet das? Die meisten kriminellen Märkte benötigen eine Form der Kontrolle über ein Gebiet: ein Territorium. mOK-Strukturen erlangen diese Kontrolle typischerweise durch Schutzgelderpressung: Durch das Schutzgeldsystem werden Gewerbetreibende in die mOK-Struktur ein- und ihr untergeordnet. Damit wiederum geht einher, dass die mOK-Akteur*innen anerkannt werden als diejenigen, die an der Spitze dieser (Macht-)Pyramide stehen – als diejenigen, die das betroffene Territorium (z. B. eine Straße mit Einzelhandel und Gastronomie oder eine Clubszene) dominieren. In den auf diese Weise kontrollierten Gebieten können mOK-Strukturen kriminellen Geschäften wie Geldwäsche, Waffen-, Drogen-, aber auch Menschenhandel nachgehen.

Solche Gebiete können unter territorialer Dominanz stehen, ohne dass die mOK-Akteur*innen dort wohnen; dann sind vor allem Gewerbetreibende, insbesondere Gastronomie und Einzelhandel, von mOK betroffen (Stichwort Schutzgeld). Anders verhält es sich in mOK-kontrollierten Sozialräumen, in denen die mOK-Akteur*innen selbst wohnen, wie es in dem hier untersuchten Sozialraum der Fall ist. In solchen Quartieren hat mOK eine besonders starke Auswirkung auf das Zusammenleben. Die Betroffenheit weitet sich dann auf den gesamten Sozialraum aus: auf alle Menschen, die vor Ort leben und arbeiten, auf Kinder und Jugendliche, die dort sozialisiert werden, und auch die Soziale Arbeit vor Ort ist in besonderem Maße herausgefordert. Die mOK-Akteur*innen sind hier als Teil der Bewohnerschaft sichtbar, greifbar, nah, und der Alltag ist stark von den Denkkategorien und kulturellen Codes der mOK-Strukturen geprägt: etwa durch Symbole, Redewendungen oder bestimmte Formen des Auftretens, Sprechens und Verhaltens. Diese gehen von den Dominierenden aus und werden von den übrigen Bewohner*innen bzw. den Betroffenen übernommen und reproduziert. Der italienische Streetworker, Theatermacher und Antimafia-Aktivist Claudio La Camera beschreibt diesen Mechanismus folgendermaßen:

„Die Dominierten passen sich also den Dominierenden an. Denn ihr soziales Sein – die Art und Weise, wie sie sich selbst wahrnehmen und sich auf andere beziehen – hängt von den begrifflichen Kategorien ab, die ihnen von den Dominierenden auferlegt werden.“

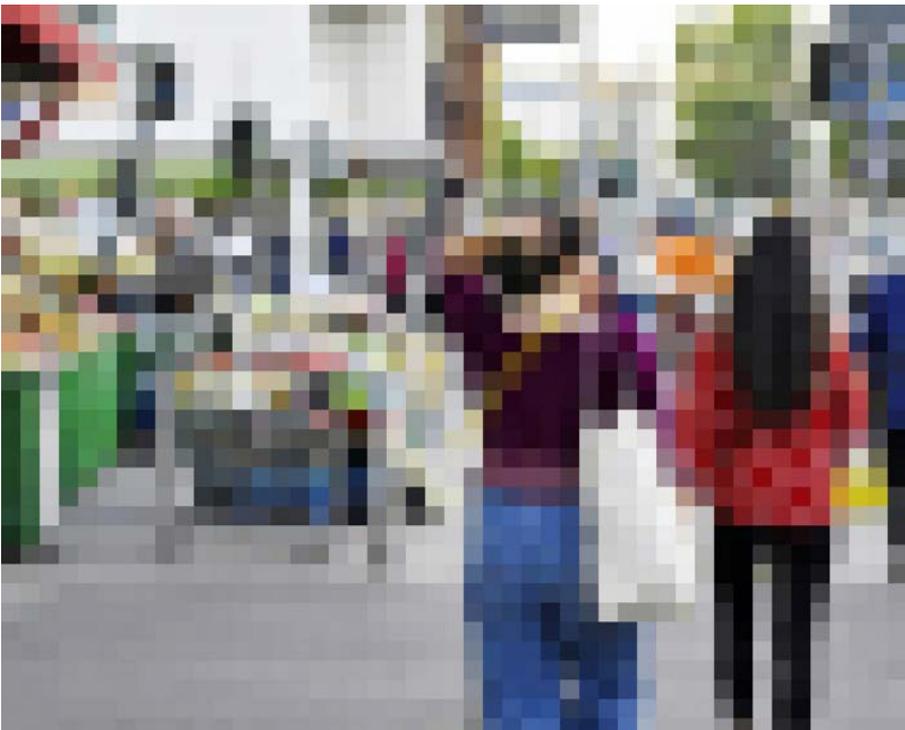
La Camera in INSP 2022: 17

Eine mOK-Struktur wirkt durch ihre bloße Existenz einschüchternd auf Anwohner*innen und Gewerbetreibende. Durch die kulturelle Anpassung der Betroffenen an die Kategorien und Codes der mOK-Struktur wird diese sichtbar und normalisiert – und folglich gestützt und gestärkt. Diese Zusammenhänge werden in der mOK-Definition, mit der *echolot* arbeitet, beschrieben:

„Unter mafiöser Organisierter Kriminalität (mOK) versteht man strukturierte Gruppen, deren Macht auf einer Verschränkung wirtschaftlicher, politisch-administrativer und kriminell-gewalttätiger Faktoren beruht. Ihre bloße Existenz erreicht dadurch eine individuell und gesellschaftlich einschüchternde Macht, die auch durch kulturelle Codes unterstützt und projiziert wird.“

INSP 2020: 11

Was bedeutet es nun für ein Quartier – für dessen Bewohner*innen und die Gewerbetreibenden vor Ort –, wenn es von mOK-Akteur*innen kontrolliert wird? Was sind typische Kennzeichen für territoriale Dominanz? *echolot* konnte eine Reihe (häufig zusammen auftretender) Indikatoren ausmachen. Die folgende Auflistung bezieht sich auf solche Quartiere, in denen mOK-Akteur*innen wirken *und* wohnen, wie im Falle des hier untersuchten; viele Punkte sind aber typisch für territoriale Dominanz allgemein.



- In dem betreffenden Sozialraum wohnen ihn kontrollierende mOK-Akteur*innen; dabei kann es sich auch um mehrere, ggf. konkurrierende/ rivalisierende Gruppen oder Akteur*innen handeln.
- Bewohner*innen und Gewerbetreibende haben Angst und erleben Einschüchterungen bis hin zu Bedrohungen und Gewalt; Gewerbetreibende sind von Schutzgeldsystemen und systematischer Verdrängung/Vertriebung betroffen.
- Es gibt ein hohes Maß an Gewalt und zur Schau gestellter Brutalität und/oder Vandalismus.
- Viele Bewohner*innen ordnen sich in das hierarchische mOK-System ein und ihm unter und erkennen es somit letztlich an. In der Folge befinden sich viele in Graubereichen der mOK bzw. in Übergängen zu ihr.
- Es herrscht ein (unausgesprochener) Verschwiegenheitskodex (vergleichbar der *omertà*).
- Staatlichen Institutionen wird mit Misstrauen oder Feindseligkeit begegnet, vor allem den Sicherheitsbehörden, aber auch der Schule und dem Jugendamt. Etwaige Erfahrungen des Racial Profiling seitens der Polizei oder von Rassismus in der Schule oder in der Verwaltung können diese Tendenz verstärken, ebenso mOK-Strukturen innerhalb der Sicherheitsbehörden.
- Patriarchale Strukturen, die Familien, Beziehungen, den Sozialraum und/oder die Gesellschaft prägen, werden durch die lokalen mOK-Strukturen bestätigt und genutzt; da Mafien (weltweit) patriarchalen Organisationsprinzipien folgen, können sie daran gut anknüpfen.
- mOK und deren Akteur*innen werden (besonders unter jungen Menschen) im Sozialraum und in den Sozialen Medien glorifiziert, entsprechende kulturelle Codes werden zur Schau gestellt.
- Verschiedene Ideologien der Ungleichwertigkeit treten in Erscheinung und werden von mOK-Akteur*innen offensiv angewendet, gelebt und etabliert.

Was den hier untersuchten Sozialraum betrifft, benennen Berichte und Erfahrungen von Fachkräften ganz klar das Vorhandensein von mOK. Ebenso geben unsere eigenen Untersuchungen, Gespräche, Beobachtungen und Erlebnisse der letzten Jahre Grund zur Annahme, dass hier verschiedene Gruppen und Akteur*innen der mOK leben und territoriale Dominanz ausüben.

Eine enorm große Rolle in dem betreffenden Innenstadtquartier spielt Gewalt (siehe Kapitel 2.6 und 3.2.2.). Sie tritt in unterschiedlichen Ausprägungen auf, dazu gehören häusliche und Partnergewalt, (bewaffnete) Schlägereien, Bedrohung, Freiheitsentzug und Erpressung. mOK-Strukturen profitieren grundsätzlich von Gewalt. Denn mOK-Gruppen und Akteur*innen können diese lenken oder kontrollieren und folglich nutzen, um ihre territoriale

Dominanz auszuweiten. Gleichzeitig normalisieren mOK-Strukturen – mit ihrer einschüchternden Präsenz und der von ihnen ausgehenden Gewalt gegen Bewohner*innen und Gewerbetreibende – Gewalt im Quartier. Bemerkenswert ist auch, dass in dem untersuchten Sozialraum viel Vandalismus stattfindet: Brände von Mülleimern, E-Rollern oder auch Kellerbrände sind keine Seltenheit. Bedeutsam ist, dass (öffentliche) Gewalt und Vandalismus im Sozialraum in aller Regel nur dann auftreten, wenn sie von den lokalen mOK-Strukturen gebilligt oder gewünscht werden. Denn die im Sozialraum ansässigen mOK-Akteur*innen bekommen mit, wenn im Quartier Gewalt und Vandalismus auftreten, und können sie offenbar stoppen: Wir wissen von gewalttätigen Situationen wie Massenschlägereien, die von mOK-Akteur*innen sofort beendet werden konnten. Das Wissen um diese Macht, Gewalt zu lenken oder zu kontrollieren, ist unter den Anwohner*innen und auch in der dortigen Sozialen Arbeit sehr verbreitet. Es beeinflusst das Sicherheitsgefühl der Menschen vor Ort negativ.

Den meisten Bewohner*innen sind die mOK-Akteur*innen bekannt – sei es aus der medialen Berichterstattung, sei es durch die öffentlich zur Schau gestellte Zugehörigkeit zu einer bestimmten mOK-Struktur (z. B. auf Social Media), sei es aus der Nachbarschaft. Interviewpartner*innen berichten, dass Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene unter Verweis auf ihre Zugehörigkeit zu einer mOK-Gruppe Peers, Bewohner*innen oder Fachkräfte in den Einrichtungen bedrohen. Zugleich gilt und wirkt im Sozialraum ein informeller Verschwiegenheitskodex, der es den Bewohner*innen und Betroffenen gewissermaßen verbietet, offen und öffentlich über mOK-Strukturen zu sprechen oder gar Namen zu nennen. Diese Verschwiegenheit gehört zu jenen unausgesprochenen, aber vor Ort allgemein bekannten Regeln – einer Art Verhaltenskodex –, an die sich nach Aussagen von Bewohner*innen und Fachkräften viele halten. Das betrifft auch die Soziale Arbeit; so sprechen auch die Kinder und Jugendlichen in den Einrichtungen der OKJA nicht darüber, und wenn, nur in Andeutungen und vorsichtig. Durch den Verschwiegenheitskodex bleiben von mOK Betroffene in der Öffentlichkeit unsichtbar bzw. werden unsichtbar gemacht. In der Folge können die Bewohner*innen und Gewerbetreibenden im Quartier leichter eingeschüchtert werden, müssen sie doch fürchten, dass sich im Falle einer Bedrohung oder Gewalterfahrung womöglich niemand gegen die Aggressor*innen stellt (z. B. mit einer Zeugenaussage). So gewinnen mOK-Strukturen weiter an Macht, Stärke und Akzeptanz.

Das anliegende (Klein-)Gewerbe wird unter Druck gesetzt, „Schutzgeld“ zu zahlen. Die Gewerbetreibenden im Quartier werden bedroht; Gewerbetreibende, die nicht mit den mOK-Strukturen zusammenarbeiten, werden verdrängt oder vertrieben; Gewerberäume werden durch Vandalismus beschädigt. Eine von Schutzgeldforderungen betroffene Person wandte sich (über den Kontakt zu einer Fachkraft) an das *echolot*-Team und erzählte von weiteren betroffenen Gewerbetreibenden; auch Fachkräfte und einzelne Bewohner*innen gaben Auskunft über Schutzgeldsysteme im Quartier. So erfuhren wir, dass Kinder und Jugendliche offenbar zu Vandalismus gegen bestimmte Läden animiert wurden, zum Beispiel dazu, deren Fenster mit Steinen einzuwerfen. Damit werden Kinder und Jugendliche einbezogen in das lokale Schutzgeldsystem und dafür instrumentalisiert. Schutzgeldsysteme sind ein zentrales Instrument territorialer Kontrolle (vgl. INSP 2022).

Eine Folge und zugleich ein wichtiges Instrument von territorialer Dominanz sind Graubereiche, in die Bewohner*innen, Gewerbetreibende und andere, die im Quartier tätig sind, gezogen werden. Durch Mitwisserschaft und Mitmachangebote – wie scheinbar harmlose Botengänge – werden sie an die mOK-Struktur gebunden. Attraktivität gewinnt mOK durch „Karriereangebote“ und Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Strukturen, aber auch indem gemeinsame Feindbilder (Polizei, Schule, staatliche Institutionen oder auch Minderheiten) geschaffen und gestärkt werden. Territoriale Dominanz kann sich dort besonders gut entwickeln, wo es den mOK-Strukturen gelingt, viele Bewohner*innen in solche Graubereiche zu ziehen.

Das folgende Beispiel kann vielleicht verdeutlichen, wie territoriale Dominanz mittels Beziehungen, Graubereichen und Mitwisserschaften hergestellt wird. Einige Interviewte berichten von einer Gruppe Jugendlicher, die für einen Security-Dienst gearbeitet habe, betrieben von einer lokalen mOK-Struktur. Den Fachkräften waren die Jugendlichen wiederholt negativ aufgefallen durch ihr Dominanzverhalten; trotzdem oder gerade deshalb setzten sie diese bei einem Fest als Security ein, um potenzielle Gewalt und Vandalismus zu verhindern. Die Jugendlichen der Security trugen auf dem Fest T-Shirts mit dem Namen eines bekannten lokalen mOK-Akteurs – gewissermaßen „gesponsert“. Aus der Sicht von *echolot* symbolisierten die Security-Shirts die territoriale Kontrolle über die Nachbarschaft – und übermittelten diese Botschaft all jenen Besucher*innen, die den Namen des Akteurs kannten. Außerdem vermittelten die bedruckten Shirts, dass auch die Fachkräfte nicht außerhalb der territorialen Dominanz, nicht unabhängig von mOK-Strukturen handeln (können oder wollen) – dass sie sich jedenfalls nicht klar davon abgrenzen. So entsteht der Eindruck, dass die territoriale Dominanz der mOK-Strukturen im Quartier normal, mächtig und unbezwingbar ist, und bei den Betroffenen verstärkt sich das Gefühl der Einschüchterung.

Ein Indikator für sozialräumliche Kontrolle und territoriale Dominanz ist, dass die Zugänge zum Sozialraum kontrolliert werden. Die Zugänge für PKWs, baulich und durch Schranken begrenzt, werden fast jeden Tag und rund um die Uhr von männlichen Jugendlichen und jungen Männern „bewacht“. Diese verfügen somit über Wissen darüber, wer kommt und geht, und es besteht eine Form der Überwachung. Für die daran beteiligten Jungen und Männer bedeutet das einen Gewinn an Prestige. Für Mädchen und (junge) Frauen in patriarchalen Familienstrukturen bedeutet es, dass sie leichter und stärker kontrolliert werden (können): Wann sie sich wo aufhalten und wie sie sich verhalten, kann so auch außerhalb ihres Zuhauses kontrolliert und überwacht werden. Der lokalen mOK dienen solche kontrollierten Zugänge auch der Gebietsmarkierung, sie signalisieren die Grenze des kontrollierten Territoriums; zusätzlich kann leichter vor Polizei, auch bei Razzien, oder dem Jugendamt gewarnt werden.

Unter den Bewohner*innen des untersuchten Sozialraums herrscht ein großes Misstrauen und/oder Feindseligkeit gegenüber staatlichen Institutionen vor. Dies gilt insbesondere für die Sicherheitsbehörden, was durch häufige Erfahrungen rassistisch motivierter Polizeikontrollen, -gewalt und -razzien verursacht und verstärkt wird, und auch die starke Polizeipräsenz im Sozialraum wird negativ erlebt. An diese negativen Erfahrungen und Gefühle können mOK-Akteur*innen anknüpfen, und sie profitieren in mehrfacher Hinsicht davon: Zum einen wenden sich offenbar sehr viele mOK-Betroffene nicht an die Polizei, weil sie ihr nicht trauen oder weil sie Angst vor ihr haben; zum anderen gewinnen mOK-Akteur*innen unter anderem deshalb Zuspruch, weil sie den Bewohner*innen „Schutz“ versprechen, etwa vor der Polizei oder vor Rassismus.

Menschen, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden, die vulnerabel sind oder ihre Lage als ausweglos erleben, sind leichter ansprechbar für mOK-Strukturen, die ihnen „Schutz“, Zugehörigkeit und Aufstiegsmöglichkeiten versprechen. Im Zuge der Coronapandemie, die deutschlandweit Auswirkungen auf das alltägliche Leben hatte, wurde die Lage für viele noch schwieriger: Soziale Verwerfungen und Missstände wie Gewalt, Armut, Verschwörungsmymen und Ideologien der Ungleichwertigkeit verstärkten sich. Davon betroffen sind auch die Kinder und Jugendlichen im hier untersuchten Sozialraum, und auch die interviewten Fachkräfte und deren Kolleg*innen vor Ort stehen seitdem vor noch größeren Herausforderungen. Im folgenden Kapitel werden wir uns diese sozialen Missstände genauer anschauen und dabei herausarbeiten, in welcher Beziehung sie zu mOK und territorialer Dominanz stehen.

2.3 mOK und: Mangel an Geld, Bildungschancen und Wohnraum

„Und Leute, die in Armut leben, greifen dann auch mal an Mittel, die nicht ganz legal sind, um Geld zu verdienen oder um an Geld zu kommen. Weil Geld ist ein sehr, sehr, sehr großer Faktor [im betr. Sozialraum]. Und das ist ein sehr großer Beweggrund für mOK: für Wohlhaben, für Ansehen und alles – das baut [auf] Geld auf.“

Interview Nr.3 2022: Absatz 104

Arme Menschen haben grundsätzlich größere Schwierigkeiten, sich zu wehren; sie verfügen über keine Lobby und häufig auch nicht über ausreichend soziales oder kulturelles Kapital, um ihre (physischen und gesellschaftlichen) Grundbedürfnisse zu befriedigen. Von Armut betroffene Menschen sind demnach besonders vulnerabel für mOK-Strukturen und leichter erpressbar: nicht da arme Menschen mehr zu Kriminalität neigen würden als reiche, sondern weil ihre schwierigen Lebensbedingungen gezielt ausgenutzt werden können. Im vorherigen Kapitel haben wir bereits erwähnt, dass mOK von der Vulnerabilität der Menschen profitiert; mOK ist folglich auch ein Armutsproblem. Erschwerend kommt hinzu, dass Armutsbetroffene (ebenso wie Betroffene von mOK) in der Mehrheitsgesellschaft wenig Be-/Achtung finden – weshalb sie auch weniger geschützt sind. Armut ist grundsätzlich intersektional zu betrachten, denn häufig spielen dabei Sexismus oder Rassismus eine Rolle, etwa bei den Jobchancen oder der Einkommenshöhe.

Im untersuchten Sozialraum sind die Teilhabe und die Partizipation der Bewohner*innen durch verschiedene armutsbestimmende Faktoren eingeschränkt; diese betreffen etwa Geld und Finanzen, Wohn- und Sozialraum, Bildung und Arbeit sowie Gesundheit, und die Coronapandemie verstärkte die bereits vorhandenen Missstände. Die Wohnverhältnisse in dem betreffenden Innenstadtquartier sind sehr beengt: Häufig leben viele Personen auf engem Raum zusammen, acht Personen in einer Zwei-Zimmer-Wohnung sind kein Einzelfall. Von diesen beengten Wohnverhältnissen sind viele Kinder und Jugendliche sowie junge Erwachsene in kinderreichen Familien betroffen. Für sie bedeutet es, dass sie keinen eigenen Raum zur Verfügung haben und somit keine Privatsphäre und keinen Ort für die persönliche Entfaltung.

Auch mOK-Akteur*innen leben in den beengten Wohnverhältnissen, die der untersuchte Sozialraum bietet, obwohl sie durch ihre kriminellen Geschäfte (z. B. Waffenhandel) über ausgeprägte monetäre Mittel verfügen dürften; mutmaßlich könnten sie es sich leisten, umzuziehen. Über die Gründe für ihren Verbleib lässt sich nur spekulieren. Vielleicht spielt die damit verbundene (scheinbare) Gemeinsamkeit mit den anderen Bewohner*innen eine Rolle: Wohnort und Wohnsituation heben sie nicht aus dem armutsbetroffenen Umfeld hervor, sondern lassen sie Teil des imaginierten Wir bleiben. Zu vermuten ist, dass mOK-Akteur*innen dadurch auf mehr Verständnis und Akzeptanz hoffen dürfen, was ihre kriminellen Tätigkeiten betrifft; denn für die Legitimation von mOK spielt das Narrativ „Wir gegen die anderen“ (gegen die Mehrheitsgesellschaft) eine wichtige Rolle. Außerdem geht mit der permanenten Präsenz im kontrollierten Sozialraum ein Mehr an Kontrolle einher; viel eher lassen sich so persönliche Beziehungen zu den Bewohner*innen aufbauen und pflegen – was den Machterhalt im Sozialraum sicherstellt.

Durch die beengten Wohnverhältnisse war das Homeschooling während der Coronapandemie für sehr viele Schüler*innen und deren Familien eine enorme Herausforderung; nicht selten reichten zudem die technischen und finanziellen Ressourcen in den von Armut betroffenen Familien nicht aus. Viele dieser Schüler*innen haben deshalb mit Lernrückständen von zwei Schuljahren zu kämpfen. Das ist auch mit Blick auf die mOK-Mitmachangebote im Sozialraum besorgniserregend; mOK-Strukturen profitieren davon, wenn Jugendliche die Schule nicht beenden oder wegen schlechter Noten nicht in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt integriert werden. In manchen Fällen versuchen Familienmitglieder aber offenbar auch ganz gezielt, die Bildungsmöglichkeiten schulpflichtiger (männlicher) Kinder zu beschränken, um Lebensentwürfe jenseits der mOK-Strukturen unmöglich zu machen; stattdessen werden sie gezielt in mOK-Strukturen hineinsozialisiert.

Viele mOK-Betroffene können, auch wenn sie es sich wünschen, den Sozialraum nicht einfach verlassen. Ein Umzug in eine größere Wohnung und/oder in ein anderes Quartier ist wegen der hohen und steigenden Mietpreise für viele Familien unmöglich. Zusätzlich spielen Rassismus und Stigmatisierung eine Rolle bei der Wohnungssuche. Menschen mit einem nicht herkunftsdeutschen Namen und/oder mit einem medial bekannten mOK-Namen werden auf dem Wohnungsmarkt oft diskriminiert. Für Betroffene von mOK bedeutet dies, dass sie im mOK-Gebiet wohnen bleiben, auch wenn viele von ihnen Angst haben, dass ihre Kinder sich mOK-Strukturen zuwenden könnten. Von einigen Eltern wissen wir, dass sie ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt im Sozialraum spielen lassen und dass die Kinder sich nicht trauen, sich ohne elterliche Begleitung durch den Sozialraum zu bewegen – aus Angst vor Gewalt durch andere Kinder und Jugendliche, besonders aus mOK-Familien.

Junge Frauen, die aus dem Sozialraum „ausbrechen“ möchten, versuchen dies offenbar entweder über eine Heirat oder über den Bildungsweg (andere wiederum streben eine Bildungskarriere deshalb an, um dem familial-patriarchalen Heiratsdruck zumindest für eine gewisse Zeit auszuweichen). Von zu Hause auszuziehen, ist für unverheiratete Frauen im Sozialraum allerdings kaum möglich; der Grund sind patriarchale Familienstrukturen und heterosexistische Vorstellungen, die dies nicht vorsehen. Mädchen und Frauen, die in mOK-Strukturen leben – und unter Umständen von damit verbundener Gewalt betroffen sind –, stehen im Schatten ihrer kriminellen Ehemänner, Väter oder anderer männlicher Familienmitglieder; als enge Verwandte werden aber auch sie von der Öffentlichkeit, von staatlichen Institutionen (z. B. Schule, Sicherheitsbehörden) und auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt mit mOK identifiziert.



Wie bereits angedeutet, leben sehr viele der Kinder und Jugendlichen im Quartier in Armut. Viele, insbesondere männliche Kinder und Jugendliche, haben Schwierigkeiten in der Schule; oft schaffen sie keinen Schulabschluss, oder sie beenden die Schule mit schlechten Abschlüssen. Den Bildungsweg fortzusetzen oder einen Ausbildungsplatz zu bekommen, wird dadurch erschwert. Hinzu kommt, dass Jugendliche und junge Menschen aufgrund ihres Wohnortes, der (zugeschriebenen) Zugehörigkeit zu einer mOK-Familie

und/oder aus rassistischen Gründen stigmatisiert und diskriminiert werden, was ihre Chancen auf einen Ausbildungsplatz oder eine gute Arbeit weiter senkt. Die hohe Arbeitslosigkeit im Sozialraum ist für die Jugendlichen spürbar, damit einher gehen Unsicherheiten und Ängste in Hinblick auf die eigene Zukunft. Die Interviewten und andere Fachkräfte vor Ort sprechen häufig von sogenannter Hoffnungsarmut, die bei vielen jungen Menschen im Sozialraum existiere; damit ist gemeint, dass ihnen die Hoffnung auf ein gutes „normales“ und legales Leben fehlt. Diese Hoffnungsarmut kann von mOK-Strukturen vor Ort ausgenutzt werden, und das wird sie auch. Diese Ausgangslage dürfte erklären, warum sich die Kinder und Jugendlichen schon sehr früh für schnelles Geld interessieren, wie uns Fachkräfte sozialer Einrichtungen im Sozialraum berichten:

„Hauptsache, man kommt an Geld heran und bekommt eine gewisse Macht. Und das fängt schon mit zehn, elf, zwölf Jahren an. Der Wunsch nach mehr Geld und egal wie, Hauptsache schnelles Geld.“

Interview Nr.1 2022: Absatz 129

Schnell an Geld zu kommen – dieses Thema kam in Gesprächen, die Fachkräfte mit Jugendlichen im Quartier führten, offenbar immer wieder auf. Demnach setzen die Jugendlichen ein erfolgreiches Leben gleich mit materiellem Verdienst. Kein Wunder: Mit Geld können Statussymbole erworben werden, und die mOK-Akteur*innen vor Ort (und auf Social Media) leben finanziellen Erfolg vor, auch Peers, die in mOK-Geschäfte verwickelt sind. Fachkräfte erzählen, dass Kinder und Jugendliche sich Berichte über mOK-Raubüberfälle anschauen, davon fasziniert sind und laut darüber nachdenken, wie sie selbst (illegal) schnelles Geld verdienen können. Strukturen der mOK bieten genau diese Möglichkeit. So verkaufen im untersuchten Sozialraum offenbar bereits Minderjährige Drogen, wie uns Interviewte berichten. Außerdem erzählen sie, dass unter den männlichen Besuchern des Jugendclubs viele bei Sicherheitsfirmen arbeiten (möchten), weil man dort gutes Geld verdienen könne und es keine Zugangsvoraussetzungen gebe; Security-Dienste werden aber bekanntermaßen gerne von mOK-Strukturen betrieben – auch im untersuchten Sozialraum (siehe dazu das Beispiel in Kapitel 2.2). mOK-Strukturen bieten Kindern und Jugendlichen, deren Bildungsweg zu scheitern droht oder gescheitert ist, also Jobs, alternative Formen von „beruflichem Erfolg“ und von „Sicherheit“. Insbesondere auf männliche Jugendliche kann dies äußerst attraktiv wirken. Mitmachangebote gibt es aber auch für Erwachsene; auch armutsbetroffene Eltern beteiligen sich an den Geschäften der mOK-Strukturen, wie uns in mehreren Gesprächen berichtet wurde. Es sind solche Allianzen – zwischen mOK-Gruppen und (vulnerablen) Bewohner*innen –, die die territoriale Dominanz vor Ort stärken und zu deren Normalisierung und Verfestigung führen.

2.4 mOK und: Ausgrenzungserfahrungen in der Mehrheits- gesellschaft

Viele Menschen im Sozialraum haben eine persönliche oder familiäre Migrationsgeschichte und sind stark von institutionellem und Alltagsrassismus betroffen. Die Interviewten und andere Fachkräfte vor Ort sind ständig mit dem Thema Rassismus konfrontiert: Nahezu alle Adressat*innen machen Erfahrungen rassistischer sowie klassistischer Diskriminierung. Bereits die Bezeichnung des Sozialraums als „sozialer Brennpunkt“ stigmatisiert die Bewohner*innen, rassistische und klassistische Vorurteile werden auf sie projiziert. Die Kinder und Jugendlichen erfahren Rassismus, sobald sie den Sozialraum verlassen: Seitens der Mehrheitsgesellschaft wird ihnen immer wieder rückgemeldet, dass sie „fremd“ seien und nicht dazugehörten. Interviewte beobachten derlei häufig, wenn sie Ausflüge mit den Kindern und Jugendlichen machen. Manchmal seien es Blicke, ein Kopfschütteln, eine ängstliche Reaktion, manchmal seien es rassistische Sprüche und Beleidigungen durch Passant*innen auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln. Ähnliche Erfahrungen machen die Kinder und Jugendlichen offenbar auch im nahen Umfeld ihres Wohnraums, das sich in den letzten Jahren durch Gentrifizierung demografisch stark verändert hat. Die Fachkräfte berichten, dass die Kinder und Jugendlichen in der Schule – an dem Ort also, an dem sie den größten Teil des Tages verbringen – ausgeprägte Diskriminierungen aufgrund ihrer ethnischen Herkunft, ihrer religiösen Zugehörigkeit und/oder ihres Wohnortes durch die Lehrkräfte erfahren; außerdem würden Kinder und Jugendliche, die mOK-assozierte Nachnamen tragen, vom Lehrpersonal anders behandelt. Berichtet wird zum Beispiel von einem Jugendlichen, den eine Lehrkraft vor der Klasse mit dem Spitznamen „Pate“ ansprach. So wird Kindern und Jugendlichen zusätzlich zu rassistischen und klassistischen Vorurteilen Kriminalität und mOK zugeschrieben. Zusammen mit anderen Faktoren können solche Fremdzuschreibungen junge Menschen in ihrer Identitätsfindung beeinflussen. In dem hier beschriebenen Fall ist der Jugendliche später tatsächlich in mOK-Strukturen geraten.

Viele Mädchen und junge Frauen, mit denen *echolot* gesprochen hat, berichten über allgegenwärtige Sorgen und Ängste wegen Rassismus. Ämter, Arztpraxen, Arbeitsplätze und Schulen werden als Orte (erlebter oder potenzieller) rassistischer Diskriminierung genannt. Häufig geht es bei dieser Angst auch um Familienangehörige und Freundinnen, für die sich Befragte verantwortlich fühlen. In Bezug auf antimuslimischen Rassismus berichten die Mädchen und jungen Frauen von Freundinnen, denen ihr Hijab (Kopftuch) in der Öffentlichkeit entrissen wurde, von Hijab tragenden Familienangehörigen, die beleidigt wurden, und über Schwierigkeiten, mit dem Hijab eine Praktikums-, Ausbildungs- oder Arbeitsstelle zu bekommen. Antimuslimischer Rassismus, wie er sich zum Beispiel in den sogenannten Kopftuch-Debatten widerspiegelt, betrifft demnach alle muslimischen Mädchen und jungen Frauen, mittelbar also auch solche, die selbst keinen Hijab tragen; zudem sind Mädchen und Frauen, die keine Religion praktizieren, aber muslimisch gelesen werden, davon betroffen.

Für viele junge Menschen sind die Erfahrungen von Rassismus und anderen Formen der Diskriminierung traumatisierend, sie hinterlassen psychische Schäden wie Depressionen und Angststörungen. In den Einrichtungen vor Ort wird beobachtet, dass rassifizierte Kinder und Jugendliche sich ihrerseits rassistisch gegenüber anderen Peers äußern, wenn sie nicht über entsprechende *empowerment skills*, wie eine interviewte Fachkraft es nennt, verfügen und wenn kritische Stimmen im Umfeld fehlen. Fachkräfte berichten, dass der erlebte Rassismus eine so starke Wirkung auf die Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen habe, dass mOK-Strukturen ihn leicht instrumentalisieren könnten, indem sie (vermeintlichen) Schutz davor versprechen. Der Sozialraum wird dann von den jungen Menschen in gewisser Hinsicht als *safe space* wahrgenommen, dies im Gegensatz zur als ablehnend und als rassistisch und klassistisch erlebten Außenwelt und obwohl er seinerseits als unsicher und von territorialer Dominanz und Gewalt geprägt erlebt wird. Von Rassismus betroffene Menschen und Gruppen haben nachvollziehbarerweise – insbesondere durch die Erfahrungen des NSU-Terrors und der Anschläge in Hanau – weniger Vertrauen in Sicherheitsbehörden und werden daher, wenn ihnen Unrecht begegnet oder selbst widerfährt, seltener zur Polizei oder vor Gericht gehen.

mOK enthält also spezifische Attraktivitätsmomente für Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind und die in der Mehrheitsgesellschaft Ausgrenzung erfahren. Strukturen der mOK instrumentalisieren deren Vulnerabilität und negative Erfahrungen und bringen sie dadurch (leichter) dazu, Allianzen mit ihnen zu bilden und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Besonders in der Jugendphase ist das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Anerkennung und Orientierung ausgeprägt, was vulnerable junge Menschen besonders interessant macht für mOK. Indem mOK-Strukturen ihnen das

Versprechen geben, Teil einer Gruppe werden zu können, bedienen sie erstens das unter Umständen nicht befriedigte Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Zweitens erfahren die Mitmachenden eine Art Aufwertung, ein Gefühl der Überlegenheit, da sich mOK als jenseits von bzw. über Recht und Ordnung stehend versteht und inszeniert (vergleichbar dem Phänomenbereich Rechtsextremismus); daraus folgt eine Abwertung oder gar aktive Unterdrückung jener, die nicht Teil dieser Struktur sind (siehe auch Kapitel 2.5). Drittens bietet mOK mit ihrer patriarchal-hierarchischen Organisation eine klare Struktur und Orientierung: durch Regeln, Loyalitätsprinzipien, Aufstiegs- und Karrieremöglichkeiten innerhalb des Machtsystems. Ängste und Sorgen, die Jugendliche in Bezug auf ihre Zukunft (z. B. bezüglich Finanzen, Arbeit, Familiengründung) haben, können so kompensiert werden.

Engagement gegen Rassismus und andere Formen der Ausgrenzung schwächt die Attraktivitätsmomente von mOK; territoriale Dominanz kann durch eine positionierte Haltung verdrängt werden. Gleichzeitig trägt dies zur Entwicklung und Stärkung demokratischer Kultur bei.



2.5 mOK und: Ideologien der Ungleichwertigkeit im Sozialraum

Im vorangegangenen Kapitel haben wir dargestellt, inwiefern die Bewohner*innen des Sozialraums von Ausgrenzung (seitens der Mehrheitsgesellschaft) betroffen sind, und auch, wie dies von mOK-Strukturen instrumentalisiert werden kann. Nun möchten wir das Augenmerk auf Ideologien der Ungleichwertigkeit richten, die von den Bewohner*innen selbst reproduziert werden. Den Schwerpunkt legen wir dabei auf Kinder und Jugendliche.

Unter den jugendlichen Besucher*innen der Jugendeinrichtung herrscht eine deutliche Abwertungskultur. Sie richtet sich gegen alles, was als außenstehend und von außen kommend wahrgenommen wird und was nicht dem Gewohnten, dem Habitus und den Regeln des Sozialraums entspricht. Dies bezieht sich auf Menschen(-gruppen), Religionen, Lebensweisen und -entwürfe und Rollenbilder. Am häufigsten berichten Fachkräfte von antischwarzem Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus, Frauenfeindlichkeit und Queerfeindlichkeit. mOK-Strukturen – die ihrerseits auf der polarisierenden und demokratiefeindlichen Vorstellung „Wir gegen die anderen“ beruhen – können sich solche Ideologien der Ungleichwertigkeit zunutze machen. Sie generieren und verstärken entsprechende Ideologien, knüpfen an gemeinsame Feindbilder im Sozialraum an und stellen Mitmachstrukturen zur Verfügung. Existierende Ideologien der Ungleichwertigkeit bzw. ein Mangel an Positionierung dagegen begünstigen also die Anschlussfähigkeit von mOK.

Die Fachkräfte beobachten unter den Jugendlichen eine massive Abwertung von Sinti und Roma sowie Menschen aus Bulgarien und Rumänien; diese Abwertung werde im Jugendclub vermehrt verbal geäußert. So würden Menschen, die im Sozialraum betteln, mit dem Z-Wort beschimpft und verjagt. Auch bei Streit unter Kindern komme es untereinander zu antiziganistischen Äußerungen. Außerdem spielt unter den Jugendlichen, aber auch unter den Kindern antischwarzer Rassismus eine sehr große Rolle. Er äußert sich in Form rassistischer Vorurteile, entsprechender Beschimpfungen, verbaler und physischer Gewalt. Vor allem bei den Mädchen und jungen Frauen ist die Farbe ihres Teints, ob er heller oder dunkler ist, offenbar ein großes Thema, was sich in darauf abzielenden Spitznamen zeigt. Der Jugendclub bietet seine Räumlichkeiten auch Gästen, zum Beispiel Malgruppen, an;

sind unter den Gästen Schwarze Personen, werden diese am ehesten zur Zielscheibe von Beleidigungen, oder sie werden mit Gegenständen beworfen.

Antisemitismus spielt in dem betreffenden Sozialraum ebenfalls eine ausgeprägte Rolle, insbesondere israelbezogener Antisemitismus. Er sei, so eine interviewte Fachkraft, „gang und gäbe“. Unter den Jugendlichen äußert sich Antisemitismus verbal, aber auch in Form physischer Gewalt gegen Betroffene. Der Begriff „Jude“ werde als antisemitisches Schimpfwort sowohl untereinander als auch gegen Gäste des Jugendclubs genutzt, so berichten Fachkräfte. Sobald ein Thema auftauche, das mit Israel, Zionismus oder Jüdinnen*Juden zu tun habe, riefen die Jugendlichen antisemitische Kommentare und Parolen. Eine Interviewperson erzählt, dass Jugendliche einen israelischen Gast beim Verlassen des Sozialraums mit Steinen und Wasserflaschen beworfen und nass gespritzt hätten, während sie „Fuck Israel“ gerufen hätten. Fachkräfte berichten auch, dass unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen ein enormer Hang zu Verschwörungsmythen bestehe, die in den *content bubbles* sozialer Medien (z.B. via TikTok) bestätigt würden; mit ihrer Feindbildkonstruktion enthalten und befeuern die meisten Verschwörungsmythen menschenfeindliche Ideologien und spezifisch Antisemitismus.

Tödlicher Terror und Terrororganisationen gegen jüdisches Leben in Nahost sind im Quartier als Bezugspunkt präsent, sei es durch direkte Bezugnahmen, in Gerüchten über Anwohner*innen oder durch Symbole. Entsprechend unsicher und bedrohlich dürfte der Sozialraum auf Jüdinnen*Juden wirken. Die mOK-Strukturen vor Ort werden von Bewohner*innen wie Fachkräften als sehr antisemitisch eingeordnet. Dabei stellen sie allerdings keinen Zusammenhang her zu den im Sozialraum vorhandenen Hinweisen auf Terrororganisationen, die Israel bedrohen.² Dieser Zusammenhang und dass er nicht thematisiert wird, dürfte den Antisemitismus im Sozialraum festigen und verstärken und ihn bedrohlicher machen. Zu vermuten ist, dass Antisemitismus als Anknüpfungspunkt und Brücke zwischen Bewohner*innen und mOK-Strukturen fungiert. Aus den Berichten der Fachkräfte lässt sich ableiten, dass das Thema Antisemitismus im Sozialraum nur schwer an- und besprechbar ist; Angst, sozialer Druck und ein hohes Maß an Normalisierung stehen dem offenbar entgegen. So berichten Fachkräfte, dass Jugendliche, die gegen Antisemitismus Position beziehen und ihre Peers deswegen ermahnen, teils aus ihrer Peergruppe ausgeschlossen werden; aus Angst, beschimpft, ausgeschlossen, bedroht oder angegriffen zu werden, trauten sich viele nicht, sich gegen Antisemitismus zu stellen.

2 Alle für diesen Text analysierten Interviews wurden vor dem genozidalen Massaker der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023 durchgeführt. Insofern stellt die hier benannte Thematik von Antisemitismus im Zusammenhang mit mOK Strukturen ein Forschungsdesiderat dar.

Was geschlechtliche und sexuelle Identität betrifft, sind sowohl Queerfeindlichkeit als auch Feindlichkeit gegen Frauen und Mädchen stark normalisiert. Eine Fachkraft erzählt:

„Also wir kriegen hier regelmäßig Passant*innen von Fahrrädern geholt – oder die, [die] irgendwie queer überkommen; alle, die irgendwie feministisch, frei, selbstbestimmt überkommen, kriegen auf jeden Fall schwer etwas ab.“

Interview Nr.4 2022: Absatz 247

Eine Identität und Lebensweise zu leben, die nicht den binären und heterosexuellen Normen entspricht, ist stark tabuisiert. Personen, die zum Beispiel lesbisch, schwul, bi, trans oder nicht-binär sind, haben in dem patriarchal geprägten Sozialraum offenbar keinen (sicheren) Platz, Bewohner*innen und mOK-Strukturen begegnen ihnen mit starker Ablehnung. Queerfeindlichkeit ist unter Kindern und Jugendlichen stark ausgeprägt, und Homosexualität wird im Allgemeinen verurteilt. Für lesbische, schwule, bi, trans und nicht-binäre Menschen im Sozialraum bedeutet dies, dass sie ihre sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität verstecken oder leugnen müssen und dass sie in ständiger Gefahr leben. Ein Coming-out oder Outing³ kann für sie bedeuten, dass sie von ihrer Familie verstoßen werden, Gewalt erfahren oder im schlimmsten Fall Opfer eines sogenannten Ehrenmordes werden.

Mädchen und Frauen im Sozialraum sind zudem massiv von (Hetero-) Sexismus betroffen. Die Regeln und der Habitus, die in dem traditionell-patriarchalisch geprägten Sozialraum gelten, schränken ihr Leben und ihre Freiheit zu Hause und im Sozialraum ein. Ein Vater berichtet, dass er selbst nichts vom Patriarchat halte und dass er die Freiheiten seiner Töchter nicht beschränken wolle; doch auch sie müssten sich innerhalb des Sozialraums an die dortigen Regeln halten, weil er sonst Probleme mit der Bewohnerschaft bekommen könne. Für Frauen und Mädchen gilt, dass sie im Sozialraum und in den dortigen mOK-Strukturen stark kontrolliert werden: wie sie sich kleiden, welchen Beruf sie ausüben, wie und wo sie sich im und außerhalb des Sozialraums bewegen, ob/wen sie heiraten. Eine Fachperson der Sozialen Arbeit berichtet von einer Familie, die aus dem Sozialraum weggezogen sei, weil andere Bewohner*innen sie unter Druck gesetzt hätten, ihrer Tochter das Fußballspielen zu verbieten – es gehöre sich nicht für ein Mädchen, Sport zu treiben und dabei kurze Hosen zu tragen. Bei einem Filmabend mit Mädchen und jungen Frauen und dem Team von *echolot* zum Thema „Mord im Namen der Ehre“ wurde deutlich,

3 Ein Outing bezeichnet das Offenlegen oder Bekanntmachen der sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität einer Person; dies kann auch gegen ihren Willen geschehen. Outet sich eine Person selbst, spricht man eher von „Coming-out“.

wie stark die Anwesenden frauenfeindliche Bilder und die Normalisierung von Gewalt gegen Frauen verinnerlicht hatten. Beim Gespräch über den „Ehrenmord“ im Film verurteilten sie diesen zwar; bald aber drehte sich das Gespräch um das vorgebliche Fehlverhalten des Opfers sowie von Mädchen im eigenen Sozialraum; Freiheitsberaubung, Entführung ins Ausland oder (Zwangs-)Verheiratung deuteten sie als gerechtfertigte Reaktionen seitens der Eltern. Diese Beispiele verdeutlichen eindrücklich, wie stark Mädchen und Frauen kontrolliert, überwacht und eingeschränkt werden, wie ausgeprägt und wirkungsvoll traditionell-patriarchalische Geschlechterrollen sind und wie sehr Gewalt gegen Frauen und Mädchen normalisiert ist.

Die im Sozialraum dominierenden patriarchalen Familienstrukturen können als Basis für mOK-Strukturen dienen. Diese sind typischerweise ihrerseits ähnlich wie traditionelle Familien organisiert (siehe dazu die Forschung zu italienischen Mafien, z. B. Cayli 2016; Paoli 2008; Impastato 1986) und folgen einem patriarchalen Aufbau. Eine mOK-Struktur besteht oft aus einer Kernfamilie und anderen Familienmitgliedern sowie weiteren Personen, die sich der Struktur gegenüber familiär, also absolut loyal verhalten. Mit der patriarchalen Organisationsform geht einher, dass mOK für Männer und Frauen unterschiedliche und unterschiedlich starke und viele Attraktivitätsmomente und Mitmachangebote bereithält. Männlichen Jugendlichen und Männern bietet sie Karrieremöglichkeiten, Anerkennung, ein Gefühl der Zugehörigkeit, schnelles Geld (auch um im traditionellen Sinne als Mann für die Familie zu sorgen) und Status. Männliche mOK-Akteure verkörpern im Sozialraum häufig ein Männlichkeitsideal (Krafft-Schöning 2020). Für Mädchen und Frauen bieten mOK-Strukturen weniger Mitmachmöglichkeiten, doch auch für sie können sie attraktiv sein: Durch involvierte männliche Familienmitglieder versprechen sie auch ihnen mittelbar schnelles Geld, Statussymbole und vermeintlichen Schutz. Wie in anderen patriarchal strukturierten Phänomenbereichen ist außerdem davon auszugehen, dass auch Frauen eine bedeutende Rolle beim Erhalt der Strukturen spielen, etwas durch die Weitergabe von Ideologien mittels Erziehung. Bekannt ist aber auch, dass es für Mädchen und Frauen, die nichts mit mOK zu tun haben wollen, sehr schwierig sein kann, aus diesen Strukturen auszubrechen (dasselbe gilt für männliche Jugendliche und für Männer, die aussteigen oder nicht mitmachen möchten).

2.6 mOK und: Vandalismus, Bedrohungen, Gewalt

„Ich finde es seltsam, [dass] die Leute, die ich kenne, mit Waffe, mit Waffen rumrennen. Also das befremdet mich sehr. Und das ist schon ... das fängt an, immer weiter zu eskalieren. Das wird es auch.“

Interview Nr.2 2022: Absatz 79

Gewalt, Vandalismus und Kriminalität sind untrennbar verbunden mit territorialer Dominanz. Wie bereits erwähnt, können sie nicht unbemerkt von den lokalen mOK-Strukturen, nicht ohne deren Billigung stattfinden. Denn mOK-Strukturen haben in kontrollierten Quartieren die Macht, Dinge zuzulassen, zu fördern oder sogar anzufordern – aber auch zu unter-



binden oder zu verbieten. Solche Sozialräume stehen unter der sozialen und kulturellen Kontrolle von mOK: Das Quartier und seine Bewohner*innen werden überwacht, deren Handeln und wie sie sich im Sozialraum bewegen, unterliegt spezifischen Regeln. Beim hier beschriebenen Sozialraum werden die mit Schranken gesicherten Zufahrten kontrolliert (siehe Kapitel 2.2).

Von mOK-Gewalt betroffen sind grundsätzlich alle Bewohner*innen und alle im Sozialraum arbeitenden Personen (auch Fachkräfte der Sozialen Arbeit). Dazu gehören all jene, die ihrerseits nichts mit mOK zu tun haben (möchten), die sich klar dagegen positionieren oder die ihr aus dem Weg gehen. Dazu gehören aber auch Personen, die sich in Graubereichen bewegen: die eine klare Abgrenzung zu mOK-Strukturen vermissen lassen, die wegschauen, die sich Hilfe von mOK-Akteur*innen holen, Freundschaften mit ihnen pflegen und anderes mehr. Damit stärken sie mOK-Strukturen und normalisieren die damit verbundene Gewalt, denn sie zeigen mit ihrem Verhalten, dass sie sich der mOK-Struktur ein- und unterordnen – aus welchen Gründen auch immer. Kinder, die im Sozialraum und/oder spezifisch in mOK-Familien aufwachsen und in diese Strukturen hineinsozialisiert werden, sind immer als Opfer, nie als Täter*innen von mOK-Gewalt zu verstehen. Die Jugendlichen im Sozialraum sind ebenfalls immer *auch* Opfer von mOK; bedingt durch Sozialisierung und die Attraktivitätsmomente und Mitmachangebote der mOK-Strukturen können sie aber auch und gleichzeitig zu Täter*innen werden (siehe dazu auch Kapitel 2.5).

Der untersuchte Sozialraum und der Umgang miteinander werden von den Interviewten und Bewohner*innen als sehr gewaltvoll beschrieben. Gewalt gegen Frauen und Mädchen und häusliche Gewalt sind häufig. Diese Formen von Gewalt führen dazu, dass sich Frauen und Kinder dem männlichen Familienoberhaupt unterordnen, und dienen der patriarchalen Kontrolle. Da mOK-Strukturen nach demselben patriarchalen Prinzip funktionieren, profitieren sie von Frauenfeindlichkeit und der Gewalt gegen Frauen und Kinder; dies trägt zum Erhalt territorialer Dominanz bei. Umgekehrt gilt auch für diese Gewaltformen, dass sie unter den Augen der mOK – und durch sie geduldet – geschehen. Wie bereits beschrieben, beobachtete *echolot* bei einem Filmabend zum Thema Mord im Namen der Ehre, dass Gewalt (gegen Frauen) und Frauenfeindlichkeit im Sozialraum sehr stark normalisiert und internalisiert sind (siehe Kapitel 2.5).

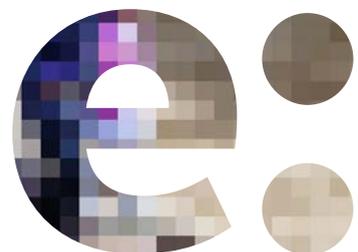
Die Kinder und Jugendlichen im untersuchten Sozialraum sind ständig von Gewalt bedroht; sobald sie sich in ihm bewegen, können sie Gewalt durch (ältere) Peers erfahren. Körperliche, verbale und psychische Gewalt wird von den Stärkeren an die Schwächeren weitergegeben; damit reproduzieren die Kinder und Jugendlichen, die in dem Quartier aufwachsen und sozialisiert sind, das Prinzip der Machthierarchie, das für territoriale Dominanz

typisch ist. Verbale Gewalt ist unter den Kindern und Jugendlichen so stark ausgeprägt, dass sie in der alltäglichen, „ganz normalen“ Kommunikation ständig präsent ist, auch wenn sie „nett“ gemeint ist. Das äußert sich in Form von Beleidigungen, Bodyshaming, Gewaltandrohungen und Ideologien der Ungleichwertigkeit. Es scheint üblich zu sein, dass Jugendliche jüngere Kinder ärgern, ihnen ihre Spielzeuge wegnehmen, sie schubsen und mobben. Die Sozialisierung in einem von mOK dominierten Quartier äußert sich ganz konkret auch darin, dass Kinder und Jugendliche den Fachkräften der OKJA stolz Einbruchspläne vorstellen – teils durchaus realistisch und kreativ; oder dass sie sich bei Spielen wie Monopoly im Stil und in der Logik territorialer Dominanz äußern.

Offenbar werden bereits Kinder im Sozialraum durch mOK-Strukturen instrumentalisiert, indem sie angehalten werden, Gewerbetreibende oder „fremde Leute“ im Sozialraum zu bedrohen und zu beleidigen, oder dazu, Vandalismus auszuüben. Von einer gewerbetreibenden Person im Sozialraum erfuhren wir, dass Kinder und Jugendliche animiert wurden, massive Drohungen gegen sie auszusprechen; Hintergrund sei das Interesse der lokalen mOK-Struktur an der Ladenimmobilie der betroffenen Person gewesen. Fachkräfte berichten zudem, dass bereits Minderjährige mit Drogen dealten, wie sie von anderen Jugendlichen erfahren oder anhand von Codes erkannt hätten; unter den Besucher*innen des Jugendclubs gelte der Drogenhandel als „typisches mOK-Jobangebot“. Bei männlichen Kindern und Jugendlichen aus mOK-Strukturen komme es häufig vor, dass die Eltern deren formalen Bildungsweg nicht unterstützen, sondern sie als Nachfolger ansehen und entsprechend früh in mOK-Handlungen einbinden würden. In Einrichtungen der OKJA verfolgten Fachkräfte mit, wie Einzelne vom Kindes- bis ins Jugendalter durch (männliche) Familienmitglieder gezielt in mOK hineinsozialisiert worden seien. Eine Fachperson berichtete uns von Chats zwischen einem Jugendlichen und dessen männlichen Familienangehörigen und Verwandten; daraus sei hervorgegangen, dass diese Druck auf ihn ausübten, sich an den kriminellen Handlungen der Verwandten zu beteiligen. Wenige Zeit später habe der Jugendliche einen Raubüberfall verübt, bei dem er festgenommen worden sei.

Auch scheint man im untersuchten Sozialraum sehr leicht und schnell an Waffen (zum Beispiel an Schreckschusswaffen) zu kommen, wie Beobachtungen einiger Interviewter und einzelnen Bewohner*innen ergaben. Einige Interviewte gehen davon aus, dass der (illegale) Waffenbesitz (auch) unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen stark zunimmt. Des Weiteren gibt es Berichte darüber, dass mOK-Strukturen ihre Waffen und Munitionen in den Kellern von Bewohner*innen lagern; ob dies aufseiten der Bewohnerschaft auf Bestechung, Erpressung oder Freiwilligkeit beruht, konnten wir nicht herausfinden.

Für mOK-Strukturen sind die umliegenden Ladenflächen von besonderem Interesse, weil diese für ihre Geschäfte (z. B. Geldwäsche) nützlich sein können. Gleichzeitig können die Läden zur Überwachung des Sozialraums – vergleichbar mit den Schranken an den Zugängen zum Quartier – genutzt werden. Fachkräfte, Bewohner*innen und direkt betroffene Gewerbetreibende berichten, dass Gewerbetreibende systematisch aus ihren Geschäften vertrieben werden, wenn mOK-Strukturen diese für sich nutzen möchten oder die Läden als Konkurrenz betrachten. Die Gewalt, die dabei gebraucht wird, nimmt innerhalb eines solchen Prozesses der Verdrängung/Vertreibung offenbar zu, sie steigert sich: etwa vom Werfen von Steinen auf den Gewerberaum über den Wurf von Molotowcocktails und eine krasse Zerstörung des Geschäfts bis hin zu Morddrohungen und schwerer körperlicher Gewalt.





3 SOZIALE ARBEIT IN mOK- BETROFFENEN SOZIALRÄUMEN:

Herausforderungen,
Anknüpfungspunkte,
Empfehlungen für
Standards

Im Folgenden wenden wir uns nun dezidiert der Sozialen Arbeit in von mafiöser Organisierter Kriminalität (mOK) kontrollierten Sozialräumen zu. Zunächst stellen wir knapp die Einrichtungen und Angebote Sozialer Arbeit in dem untersuchten Berliner Innenstadtquartier vor. Dann widmen wir uns den mOK-spezifischen oder -typischen Herausforderungen, mit denen die dortigen Fachkräfte konfrontiert sind. Danach werden einige Anknüpfungspunkte aus der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit für die Arbeit in mOK-betroffenen Sozialräumen vorgestellt. Vor diesem Hintergrund und auf Basis der empirischen Untersuchung werden Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Soziale Arbeit – mit einem Schwerpunkt auf der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA) – abgeleitet.

3.1 Einrichtungen und Angebote Sozialer Arbeit im untersuchten Sozialraum

Im Sozialraum befinden sich verschiedene Einrichtungen mit klassischen Angeboten Sozialer Arbeit: Nachbarschaftsheim, Offene Kinder- und Jugendarbeit (OKJA), Mädchenarbeit, Gemeinwesenarbeit (GWA). Im Zentrum der Untersuchung standen eine (offene) Kinderfreizeiteinrichtung, eine (offene) Jugendfreizeiteinrichtung und ein Nachbarschaftsheim. Die Kinderfreizeiteinrichtung wird von Kindern und Jugendlichen im Alter von acht bis dreizehn Jahren besucht; sie bietet ein breites Programm mit Projekten zu den verschiedensten Themen und organisiert Workshops, Ausflüge und Aktivitäten. Erreichen die Kinder ein Alter von zwölf Jahren, können sie die Jugendfreizeiteinrichtung im Quartier besuchen; sie ist offen für Jugendliche bis siebzehn Jahre. Neben geplanten Aktivitäten und Angeboten bietet die Jugendfreizeiteinrichtung einen offenen Bereich, in dem spontan auf die Interessen, Ideen und Bedürfnisse der Jugendlichen eingegangen werden kann. Eine deutliche Mehrheit der Besucher*innen ist männlich; an einem Tag in der Woche bietet die Einrichtung Angebote spezifisch nur für Mädchen an. Der Jugendclub wird (fast) ausschließlich von Jugendlichen aus dem Sozialraum genutzt und von ihnen auch so betrachtet: als fester Bestandteil/Besitz ihres Quartiers.

Das Nachbarschaftsheim bietet allen Bewohner*innen jeglicher Altersgruppe einen offenen Raum der Begegnung und des Austausches, mit einer Vielzahl an Angeboten, die auch durch die Bewohner*innen selbst geschaffen und betreut werden können. Auch bietet der Nachbarschaftstreff Sozialberatung für die Bewohner*innen an, was von sehr vielen regelmäßig in Anspruch genommen wird. Ganz besonders wird der Treff von Frauen besucht. Das hat zum einen mit seinen Öffnungszeiten, nämlich tagsüber, zu tun (viele Frauen sind Mütter und Hausfrauen), zum anderen mit den spezifischen Angeboten von Stadtteilmüttern; außerdem gibt es ein geschlechtshomogenes Angebot für Mädchen und junge Frauen, das ihnen Raum bietet, sich über unterschiedliche Themen auszutauschen, sich persönlich zu entfalten und gemeinsame Aktivitäten zu planen.

Alle benannten Einrichtungen werden auch von Betroffenen von mOK besucht. Die Kinder-/Jugendeinrichtungen werden von Kindern und Jugendlichen aus mOK- und aus Nicht-mOK-Elternhäusern genutzt. Auch die Angebote des Nachbarschaftstreffs werden von allen Bewohner*innen angenommen, inklusive jener, die in mOK-Strukturen – ganz direkt oder in Graubereichen – involviert sind.



3.2 Erfahrungen aus der Praxis: Herausforderungen und Lösungsansätze

Die Fachkräfte und Mitarbeitenden in den Einrichtungen wissen in der Regel, welche Kinder oder Jugendlichen aus Familien kommen, die Teil der mOK-Struktur sind, und welche Jugendlichen nicht nur Betroffene, sondern auch Täter*innen sind. Aus Sicht der Sozialen Arbeit ist der gesamte hier untersuchte Sozialraum, die Einrichtungen und Fachkräfte darin eingeschlossen, von mOK und territorialer Dominanz betroffen. Was sind die größten Herausforderungen, denen Fachkräfte in der Sozialen Arbeit in dem untersuchten Sozialraum und beim Umgang mit mOK-Strukturen begegnen? Wie gehen sie damit um?

3.2.1 Mangelndes Wissen, fehlende Begriffe

„[A]ber man hat ja überhaupt keine Sprache erst mal oder Wissen dazu.“

Interview Nr. 4 2022: 172

Die interviewten Fachkräfte machen immer wieder die Erfahrung, dass auf gesellschaftlicher und staatlicher Ebene mOK und territoriale Dominanz nicht erkannt und als solche identifiziert werden. Ohne diesbezügliches Problembewusstsein jedoch sei es kaum möglich, die Bedarfe, Herausforderungen und Forderungen der Sozialen Arbeit zu besprechen und adäquate Antworten zu finden: Sie als Fachkräfte würden schlicht nicht verstanden. Zwar würden Gewalt und (Jugend-)Kriminalität im betreffenden Sozialraum von Politik, Verwaltung und Wissenschaft durchaus wahrgenommen. Analysen zu Gewalt und (Jugend)Kriminalität, die neben Rassismus und Armut auch die strukturellen Zusammenhänge mit mOK adressieren, fehlten allerdings; auch für die Unterscheidung von mOK, einfacher OK (Organisierter Kriminalität) und anderen Formen von Kriminalität (z. B. Bandenkriminalität) fehle es an Wissen. In Ausbildung und Studium für Fachkräfte ist das Thema mOK nicht existent; folglich werden dort auch keine Kenntnisse vermittelt, um das Phänomen einzuordnen und sich Umgangsstrategien für die Praxis zu erarbeiten.

Eine große Herausforderung für Fachkräfte und Mitarbeitende in den Einrichtungen Sozialer Arbeit vor Ort resultiert offenbar aus dem Fehlen einer fachlichen und zugleich stigmafreien Sprache, die mOK und territoriale Dominanz benennen und es ihnen ermöglichen würde, die eigenen Beobachtungen und Erfahrungen einzuordnen. Vielfach angesprochen wurde die Schwierigkeit, das Thema mOK zu adressieren, ohne Rassismus zu reproduzieren:

„Man hatte immer diesen Rassismus-Balanceakt: ein tatsächliches Problem anzusprechen, hat aber nur rassistische Lösungen angeboten bekommen.“

Interview Nr.4 2022: 168

Die Fachkräfte und Mitarbeitenden sind darauf angewiesen, ihre Kenntnisse über mOK-Strukturen im Feld selbst zu erfassen und eigene Schlüsse aus Erfahrungen guter bzw. schlechter Praxis zu ziehen. Kritisch angemerkt wurde dazu, dass die aus der Praxis geborene Form der Handlungsfähigkeit „nur“ den Bedarf nach einer „Überlebensstrategie“ abdecke, sich aber nicht grundsätzlich gegen mOK-Strukturen richte:

„[Manchmal] ist es [der Umgang] völlig ungesund, so wie eine Co-Alkoholiker-Beziehung. Oder: Es ist tatsächlich ganz wirkungsvoll für deine Arbeit, wirkungsvoll [aber] nie im Sinne gegen mOK. Wir können mOK pädagogisch nicht besiegen. Das sind absurde Vorstellungen. Aber man kann selber geschützt und qualitativ gut weiterarbeiten, wenn das einigermaßen gut läuft.“

Interview Nr.4 2022: 172

Durch die Einführung der Bezeichnung „maföse Organisierte Kriminalität“ (oder kurz: „mOK“) und durch die mOK-Definition⁴, mit der *echolot* arbeitet, hat sich der praxisbezogene Umgang mit der Thematik vor Ort laut den Aussagen der interviewten Fachkräfte in Teilen verbessert: mOK wird inhaltlich thematisiert und zugeordnet. Dass die Interviews und Gespräche, die dieser Veröffentlichung zugrunde liegen, überhaupt entstehen konnten, ist dem gesteigerten Interesse der lokalen Fachkräfte zu verdanken; sie haben die Wichtigkeit, fachliche Standards für die Soziale Arbeit im Kontext von mOK zu entwickeln, erkannt. Damit haben sie elementar zur Förderung der Sprechfähigkeit Sozialer Arbeit im Sozialraum beigetragen. Tatsächlich berichten die Interviewten und weitere Fachkräfte und Mitarbeitende von einer Stärkung der eigenen Handlungssicherheit im Umgang mit mOK-Strukturen und territorialer Dominanz, die sie auf

⁴ mOK-Definition von *echolot*: Unter maföser Organisierter Kriminalität (mOK) versteht man strukturierte Gruppen, deren Macht auf einer Verschränkung wirtschaftlicher, politisch-administrativer und kriminell-gewalttätiger Faktoren beruht. Ihre bloße Existenz erreicht dadurch eine individuell und gesellschaftlich einschüchternde Macht, die auch durch kulturelle Codes unterstützt und projiziert wird.

die erfolgte Informations- und Sensibilisierungsarbeit und auf fachspezifische Veranstaltungen und Workshops seitens *echolot* zurückführen. Auch beobachten sie positive Einflüsse und Veränderungen bei Kolleg*innen in anderen Sozialräumen. Sie bewerten die Arbeit von *echolot* demnach als hilfreich und übernehmen die theoretische Einordnung und die fachspezifischen Definitionen für die eigene Praxis vor Ort.

3.2.2 Angst und Gewalt

„Das ist der Mechanismus, der am meisten benutzt wird. Also am meisten wird Einschüchterung benutzt, als Druckmittel.“

Interview Nr.1 2022: Absatz 254

Wie bereits in Kapitel 2 erklärt, muss Gewalt in einem mOK-betroffenen Sozialraum immer im Kontext von territorialer Dominanz und mOK betrachtet werden. Die Fachkräfte des Jugendclubs nennen als Herausforderung das Ausmaß an (verbaler und körperlicher) Gewalt und Vandalismus in der Einrichtung sowie deren Normalisierung; es sei gar eine Schließung dieser Jugendeinrichtung – und ebenso einer Kindereinrichtung im Sozialraum –



im Gespräch gewesen. Für Kinder und Jugendliche können Einrichtungen zu Gewalt- und Dominanzräumen werden, in denen sie von anderen Peers verdrängt oder unterdrückt werden. Denn das im Sozialraum erlernte territoriale Dominanzverhalten reproduziert sich auch im Verhalten von Kindern und Jugendlichen in den Einrichtungen. Hinzukommt, dass die Einrichtungen häufig von Adressat*innen besucht werden, die aus mOK-Familien kommen oder denen mOK aufgrund ihres Nachnamens fälschlicherweise zugeschrieben wird. Ihre Präsenz (insbesondere wenn ihre Anzahl groß ist) wirkt auf andere Peers einschüchternd, sodass, nach Aussagen einer Interviewten, manche Kinder und Jugendliche die Einrichtungen meiden.

Auch die Interviewten und ihre Kolleg*innen fühlen sich eingeschüchtert und haben Angst. Viele von ihnen berichten, dass sie von Jugendlichen bedroht und eingeschüchtert werden. Immer wieder bekommen Fachkräfte offenbar Drohungen von Jugendlichen zu hören wie: „Ich schlag dich tot!“, „Ich werde diesen Laden auseinandernehmen!“, „Ich kann machen, was ich will, ihr könnt nix dagegen unternehmen“, „Wenn ich will, dann mache ich das – du entscheidest nix!“, „Ich werde dich zerstören!“. Außerdem wirkt der Vandalismus im Sozialraum sehr stark auch in den Einrichtungen. Interviewte berichten, dass ihre persönlichen Sachen häufig beschädigt werden, auch da Jugendliche mit gezielter Sachbeschädigung versuchten, sie zu bestrafen – beispielsweise als Reaktion auf ein Hausverbot. Vor der Coronapandemie kam es vor, dass auch Kinder Fachkräfte bedrohten, beleidigten und in Einrichtungen Vandalismus begingen. Diese Dynamik hat sich jedoch durch die Pandemie stark gewandelt: Solche Vorfälle sind mittlerweile selten, und die Kinder passen sich gut in den Einrichtungen an.

Des Weiteren berichten mehrere Interviewpersonen von Bedrohungen und Gewalt gegenüber einer Schwarzen Person, die kurzzeitig im Jugendclub-Team tätig war. Von Anfang an sei die mitarbeitende Person von den Jugendlichen rassistisch beleidigt worden: mit dem N-Wort und weiteren rassistischen Aussagen. Daran beteiligt waren auch viele Jugendliche aus mOK-Familien. Das rassistische Mobbing sei schließlich in körperliche Gewalt ausgeartet.

Die meisten Fachkräfte und Bewohner*innen, mit denen *echolot* gesprochen hat, erzählen von einer ständigen Drohkulisse und von der Angst vor Gewalt durch mOK-Strukturen. Dies gilt offenbar selbst dann, wenn sich Fachkräfte bereits an das hohe Maß an Gewalt im Sozialraum „gewöhnt“ haben. Eine Gesprächsperson erzählt, dass Angst ihren Lebensalltag durchziehe, sie sei „omnipräsent“; sie versuche, sie in den Hintergrund zu drängen, sich nichts anmerken zu lassen, einen „guten Umgang“ damit zu finden, doch „die Kulisse“ sei stets präsent und „immer wieder einschüchternd“. Eine

Folge von Einschüchterung und Angst stelle die hohe Personalfuktuation dar, eine andere sei eine gewisse Gewalt-Akzeptanz seitens der Fachkräfte und Mitarbeitenden. Letzteres kann die mOK-Strukturen im Sozialraum unter Umständen normalisieren und stärken.

Im Rückblick beschreiben Fachkräfte der Kinder- und der Jugendeinrichtung, dass es für den Umgang mit Gewalt und Einschüchterung im Kontext territorialer Dominanz keinerlei Handlungssicherheit gegeben habe. Insbesondere der Jugendclub wurde wohl zeitweise von männlichen Jugendlichen, von denen einige in mOK-Strukturen sozialisiert wurden, dominiert. Diese erhoben offenbar einen territorialen Machtanspruch auf die Einrichtungen: Sie übten starke Gewalt und Vandalismus aus und bedrohten Fachkräfte, Mitarbeitende und Peers; dabei beriefen sie sich häufig auf einen (vermeintlichen oder tatsächlichen) mOK-Hintergrund. Den Fachkräften sollte es schließlich gelingen, die Dynamik zu stoppen, dies unter Anwendung mehrerer Handlungsstrategien: Sie agierten stärker als *ein Team* (nach dem Prinzip „Stärke statt Macht“ von Haim Omer und Arist von Schlippe⁵); sie vertraten eine gemeinsame und klare Haltung bezüglich territorialer Dominanz und Gewalt; sie bildeten sich fort; sie bauten die Netzwerkarbeit aus. Die Kernidee war, den Aggressoren, die als gewaltvolles Kollektiv (im Sinne territorialer Dominanz) agierten, als starkes Team-Kollektiv entgegenzutreten und ihnen glaubhaft zu vermitteln, dass auch sie gut vernetzt und systemkompetent sind: „Ich bin nicht ohnmächtig, und ich bin handlungsfähig, Jungs! Und ich weiß schon, wen ich anrufen muss!“ (Interview Nr. 2 2022: Absatz 143). Auf diesem Wege gelang der Fachkraft und dem Team offenbar eine Form der „Eigenermächtigung“ (durch kollektiven Zusammenhalt), die davor in dieser Form nicht gegeben war (Interview Nr. 2 2022: Absatz 164). Wie genau diese Strategie in Bezug auf die einst dominierende Gruppe funktionierte, bleibt letztlich unklar, auch für die Fachkräfte selbst: Die Aggressoren hätten „von einem Tag auf den anderen“ aufgehört, die Fachkräfte zu bedrohen, als hätte jemand ihnen den Befehl dazu gegeben. Dazu sei angemerkt: mOK-Strukturen vor Ort können Gewalt lenken, zulassen oder beenden (siehe dazu auch die Kapitel 2.2 und 2.6); Letzteres könnte in diesem Fall geschehen sein.

⁵ Das Prinzip „Stärke statt Macht“, besser bekannt unter dem Ansatz der „Neuen Autorität“ (2016) wurde von Haim Omer, einem israelischen Psychologen und Familientherapeuten, in Zusammenarbeit mit dem deutschen Psychologen Arist von Schlippe entwickelt (Omer/von Schlippe 2019: 16; Omer/von Schlippe 2016). Ursprünglich für Familien mit gewalttätigen Kindern konzipiert, basiert dieser Ansatz auf gewaltfreien Methoden, um Eltern bei der Bewältigung problematischen Verhaltens von Kindern/Jugendlichen zu unterstützen und die Familie zu entlasten. Der Schlüsselaspekt ist die „Präsenz“; demnach wird das Verhalten von Kindern und Jugendlichen beeinflusst, indem die Erziehenden ihr eigenes Verhalten – und dadurch den Kontext für das problematische Verhalten – verändern (Omer/von Schlippe 2019: 20).

3.2.3 Grenzen strategischer Partnerschaften

Für eine funktionierende Beziehungsarbeit ist es für Fachkräfte Sozialer Arbeit elementar, Vertrauensverhältnisse zu den Adressat*innen vor Ort herzustellen und zu bewahren. Das gilt im Falle der Offenen Kinder- und Jugendarbeit auch für Eltern, die in mOK-Strukturen verstrickt sind: Bei der Einbeziehung der Eltern werden sie nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Die interviewten Fachkräfte beschreiben den Umgang mit Eltern aus mOK-Strukturen im Allgemeinen als nett und respektvoll; im Rahmen fachlicher Grenzen stehen diese den Fachkräften durchaus unterstützend zur Seite. Aus dieser Ausgangslage resultiert ein Spannungsfeld zwischen den Erwartungen seitens der Sicherheitsbehörden einerseits, dem Auftrag und Selbstverständnis Sozialer Arbeit andererseits, so berichten Fachkräfte. Diese Herausforderung, diesen Spagat haben die Fachkräfte jeden Tag zu bewerkstelligen.

„Das heißt, Sozialraumpolitik bedeutet für mich zum Beispiel, dass man in einem wahnsinnigen Spannungsfeld die ganze Zeit unterwegs ist und ganz genau wissen muss, was ich wann sage zu wem, ohne etwas preiszugeben und ohne mein Vertrauen zu verspielen.“

Interview Nr.2 2022: Absatz 130

Mit einzelnen mOK-Familien arbeiten die interviewten Fachkräfte allerdings nicht mehr zusammen, weil diese unberechenbar und gefährlich seien; berichtet wird von der Angst davor, mit ihnen (allein) in Kontakt zu treten. Gegen einen Jugendlichen aus einer mOK-Familie habe der Jugendclub Anzeige erstattet, da eine gemeinsame, pädagogische Lösung mit dem Jugendlichen und seinen Eltern nicht möglich gewesen sei. Seither halte man Abstand zu der Familie.

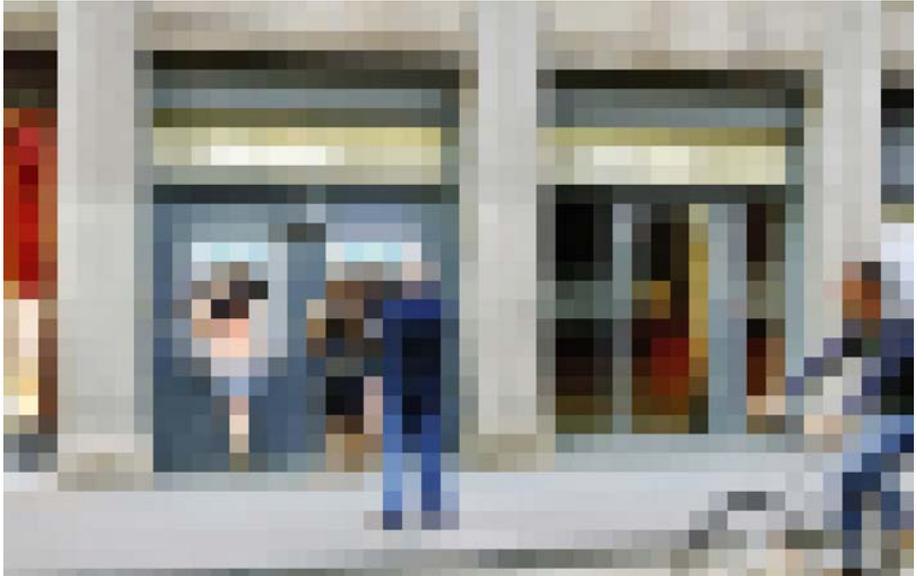
Auch in anderen Fällen erwiesen sich Gespräche mit Eltern aus mOK-Familien als herausfordernd, so berichten Fachkräfte. Dies gelte insbesondere, wenn es um eine konkrete Bedrohung, um die Ausübung oder Androhung von Gewalt oder um mögliche strafrechtliche Konsequenzen für (jugendliche) Familienangehörige gehe. Dass Fachkräfte beim Versuch, strafrechtliches oder negatives Verhalten von Jugendlichen mit den Eltern zu besprechen, bereits an der Wohnungstür von (männlichen) Familienangehörigen abgewiesen werden, gehöre zum Alltag; dann gelte es, strategisch vorzugehen und die Eltern wiederholt aufzusuchen. Bei solchen Gesprächsversuchen könne es auch zur Androhung oder Ausübung von (verbaler) Gewalt gegenüber den Fachkräften kommen.

In der alltäglichen Arbeit im Sozialraum begegnen den interviewten Fachkräften und ihren Kolleg*innen auch Eltern, die nicht selbst, aber deren Kinder in mOK-Strukturen verwickelt sind. Häufig fühlen sich diese Eltern ohnmächtig und bitten die Fachkräfte darum, die Polizei einzubeziehen, wenn ihre Kinder straffällig wurden oder wenn eine Bedrohung von ihnen ausgeht. Soziale Arbeit beruht jedoch auf dem Vertrauensverhältnis zu ihren Adressat*innen. Die Sicherheitsbehörden auf Wunsch der Erziehungsberechtigten zu involvieren, entspricht deshalb nicht ihren Grundsätzen und ihrem Ansatz, Herausforderungen nach Möglichkeit pädagogisch zu lösen – unter Berücksichtigung des ihr entgegengebrachten Vertrauens. Diesem Ansatz folgt beispielsweise der regelmäßige Austausch mit Vätern, den einzelne Fachkräfte in der Vergangenheit umgesetzt haben; Ziel sei gewesen, Problemlagen im Sozialraum und in den Einrichtungen der Kinder- oder Jugendarbeit gemeinsam zu besprechen.

3.2.4 Komplizenschaft

Einzelne Fachkräfte gaben uns zu verstehen, dass sie sich um Anliegen von Adressat*innen aus mOK-Strukturen bevorzugt kümmerten – und in der Folge auf mehr Kooperation und Partizipation seitens der Familie hoffen könnten, sei es in der Einrichtung oder im Sozialraum. Daran lässt sich erkennen, dass Soziale Arbeit nicht unabhängig ist vom Sozialraum, in dem sie agiert. In diesem Fall hat sie sich dem territorialen System und den Regeln des Sozialraums (unwillentlich/unbewusst) untergeordnet, weil sich die Fachkräfte der realen Gefahr ausgesetzt sehen, andernfalls Gewalt zu erfahren und/oder im Sozialraum nicht arbeiten zu können.

Die „Spielregeln“ des Sozialraums sind den meisten Fachkräften bekannt. In ihrem Arbeitsalltag halten sie sich an diese Spielregeln. Denn sich klar und offen gegen mOK-Strukturen und territoriale Dominanz zu stellen, kann Bedrohungen und Gewalt zur Folge haben; angesichts der Allgegenwart territorialer Dominanz im Sozialraum sind die Fachkräfte nicht ausreichend dagegen geschützt. Damit aber wird Soziale Arbeit (ungewollt) zu einem unterstützenden Teil der territorialen Macht im Quartier. Fachkräfte berichten von „Schutzangeboten“, die sie von mOK-Akteur*innen erhalten: Diese bieten ihnen an, Konflikte und Probleme für sie zu lösen. Eine klare Haltung gegenüber mOK-Strukturen anstrebend, lehnen die Fachkräfte Unterstützungsangebote dieser Art in aller Regel ab. Berichtet wurde uns aber auch von Ausnahmen, in denen Fachkräfte auf die Unterstützung von im Sozialraum ansässigen mOK-Akteur*innen angewiesen waren. Die Folge sei eine permanente Angst davor, dass mOK-Akteur*innen im Gegenzug ebenfalls Gefallen und Gefälligkeiten erbitten oder einfordern könnten. Im



genannten Fall ging es um eine Unterstützung suchende Familie, die im Sozialraum offenbar massiv bedroht und eingeschüchtert wurde; endgültig gestoppt werden konnte dies erst, als ein mOK-Akteur involviert wurde.

Die Gespräche mit Fachkräften verdeutlichen, dass Soziale Arbeit im Sozialraum verschiedene Formen von Schutz benötigt. Das Fehlen spezifischer Sicherheits- oder Schutzkonzepte seitens der Politik und der Sicherheitsbehörden führt dazu, dass Fachkräfte darauf angewiesen sind, eigene Hilfsangebote und Schutzkonzepte zu schaffen. In diesem Zusammenhang berichten viele Fachkräfte von einer gewissen Form von Selbstschutz, die sie für ihre Arbeit als unabkömmlich erachten. Dafür aber müsse man sich manchmal auf „sehr dünnem Eis“ bewegen. Konkret beinhaltet Selbstschutz zum Beispiel, jeden im Kiez gleichermaßen zu grüßen, damit nicht der Eindruck der Benachteiligung (aber auch nicht der Bevorzugung) von mOK-Akteur*innen entstehe. Auch die Polizeipräsenz in und an einer Einrichtung – in diesem Fall der Jugendeinrichtung – so gering wie möglich zu halten, kann Teil der Selbstschutzstrategie, aber auch der Sozialraumpolitik sein. Die aufgebauten Vertrauensverhältnisse zu den Adressat*innen und den Eltern zu wahren, ist elementar, auch aus Gründen des Selbstschutzes; schließlich agieren die Fachkräfte nicht außerhalb der territorialen Dominanz, die im Sozialraum herrscht. Sicherheitsbehörden (öffentlich sichtbar) zu involvieren, kann die besagten Vertrauensverhältnisse gefährden; dies hängt auch zusammen mit den erfahrenen Diskriminierungen vieler Anwohner*innen durch die Polizei und mit rassistisch motivierten polizeilichen Maßnahmen im Sozialraum.

3.2.5 Durch mOK geprägte Beziehungsnetze

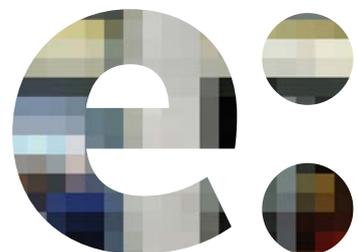
In manchen Phasen wird der Jugendclub offenbar von vielen Jugendlichen besucht, die miteinander verwandt sind und/oder denselben – mit mOK assoziierten – Familiennamen tragen. Nach außen hin wirke es dann so, als würde die Einrichtung ausschließlich von Angehörigen bestimmter Familien besucht und von ihnen dominiert; dem versuchen die Fachkräfte durch eine klare Haltung und Arbeitsweise entgegenzuwirken. Die kulturellen Codes, mit denen die Jugendlichen in der Einrichtung Zugehörigkeit oder Zustimmung zur lokalen mOK vermitteln, könnten sie hingegen schwerlich beeinflussen, da sie im gesamten Sozialraum andauernd (re) produziert würden.

Unter den Besucher*innen der Kinder- und Jugendeinrichtung sowie in der Mädchengruppe sind viele, deren Geschwister in mOK-Strukturen verwickelt sind oder waren. Einige der (männlichen) Jugendlichen in den Einrichtungen werden in die Handlungsweisen ihrer älteren Brüder hineinsozialisiert oder von (männlichen) Familienangehörigen dazu gedrängt. Andere werden von ihren (inhaftierten) Geschwistern eines Besseren belehrt; dann versuchen die Älteren, die Jüngeren von mOK-Strukturen fernzuhalten, und ermutigen sie, eine Bildungslaufbahn einzuschlagen oder eine Ausbildung zu machen. Fachkräfte unterstützen die Jugendlichen dann, zum Beispiel bei Bewerbungen. Des Weiteren machen die Fachkräfte Ausflüge und Aktivitäten mit Kindern und Jugendlichen aus mOK-Familien, um drohenden mOK-bezogenen Lebenswegen präventiv entgegenzuwirken; denn die Jugendlichen kämen oft kaum aus dem Sozialraum raus, auch würden seitens der Familien keine Ausflüge unternommen. Durch Ausflüge oder gar Reisen könnten die Adressat*innen neue und alternative Erfahrungen machen und ihren Horizont erweitern; außerdem böten sie viel Zeit, um mit den Teilnehmenden zu sprechen, sodass auch etwaige Konflikte eher bearbeitet werden könnten.

Mädchen, deren Brüder in (mOK-)Straftaten verwickelt sind, hätten häufig kaum Kenntnis von deren Aktivitäten, so berichten Fachkräfte. Sie seien oft der Überzeugung, dass ihre Brüder unschuldig seien und bestimmte Straftaten grundsätzlich nicht begehen würden. Es ist anzunehmen, dass Mädchen und Frauen in mOK-Familien Informationen vorenthalten werden. Das heißt aber wie gesagt nicht (zwingend), dass sie nicht involviert wären und nicht auch von den Profiten aus illegalen Bestrebungen profitieren würden (siehe Kapitel 2.5). *echolot* unternahm den Versuch, in der Mädchengruppe offen über mOK und territoriale Dominanz zu sprechen, um das Thema aus der Perspektive der Mädchen besser zu verstehen. Das *echolot*-Team wurde

jedoch durch Fachkräfte vor Ort daran gehindert. Der Grund dafür war deren Furcht vor möglichen Konsequenzen, wenn im Sozialraum bekannt werden sollte, dass die Einrichtung zu dem Thema arbeitet. Die Fachkräfte fürchteten, dass viele Mädchen nicht mehr an der Gruppe – für viele der einzige freie Entfaltungsraum – teilnehmen dürften; dass sie das Vertrauen der Mädchen und Familien im Sozialraum verlieren und die Mädchen in der Folge nicht mehr schützen könnten. Auch machten die Fachkräfte die Gefahr aus, ihrerseits von mOK-Strukturen bedroht zu werden – mit der Konsequenz, im Sozialraum nicht mehr sicher arbeiten zu können. Anders geht der Jugendclub vor, was die Thematisierung von mOK betrifft: Mit Blick auf die Besucher*innen der Einrichtung zeigten die dortigen Fachkräfte Interesse an Workshop-Methoden, die dazu dienen, dass Jugendliche mOK und territoriale Dominanz benennen und ansprechen können.

Einzelne Fachkräfte erzählten uns, dass ihnen (männliche) Adressat*innen auf indirekte und subtile Weise zu verstehen gegeben hätten, in illegale (Drogen-)Geschäfte involviert zu sein. Zum Beispiel hätten sie nach Gummibändern gefragt, mit denen sie Geldscheine bündeln könnten. Der Umgang mit Drogen(-verkauf) sei unter den Fachkräften vor Ort häufig Thema. Obwohl Drogen im Sozialraum omnipräsent seien, gelinge es ihnen, diese weitestgehend aus der Einrichtung fernzuhalten. Die interviewten Fachkräfte und das *echolot*-Team vermuten, dass viele Drogengeschäfte im Sozialraum von den lokalen mOK-Strukturen ausgehen und kontrolliert werden. Beim Umgang mit dem Thema sind deshalb neben der individuellen auch die kollektive bzw. strukturelle Dimension – nämlich die mOK-Strukturen im gesamten Sozialraum – zu berücksichtigen. Bekommen die Fachkräfte mit, dass Adressat*innen mit Drogen dealen, entscheiden sie sich offenbar oft gegen eine Anzeige, damit sie die Biografien der Jugendlichen nicht weiter belasten und um das Vertrauensverhältnis (im Sinne der Arbeitsdefinition Sozialer Arbeit) nicht zu gefährden. Der Umgang mit (dem Dealen von) Drogen und die Grenzen der Akzeptanz werden im Team besprochen und definiert.



Wie bereits erwähnt, haben sich die Fachkräfte im Jugendclub anders und stärker als Team aufgestellt, sodass sie zu einer einheitlicheren Reaktion auf Gewalt und andere negative Vorkommnisse gefunden haben – mit ausgesprochen positiven Effekten (siehe Kapitel 3.2.2). Hier und auch in der Einrichtung für Kinder gelang es den Fachkräften anscheinend, zu *relativ* gewaltarmen Räumen für Kinder und Jugendliche zu werden. Ab und an gebe es Aussetzer, doch sei die Lage nicht zu vergleichen mit dem einstigen Ausmaß an Gewalt. Damals hätten viele Fachkräfte „kleine“ Formen physischer Gewalt, etwa eine „Nackenschelle“, zugelassen, damit sei nun Schluss:

„Wir lassen nicht mal mehr diese kleine Gewalt zu, wie eine Nackenschelle oder so was. Das ist raus. Und früher war die omnipräsent.“

Interview Nr.2 2022: Absatz 218

Zugleich sei den Jugendlichen bekannt, dass sie, sollten sie im Jugendclub anderen Menschen Schaden zufügen, mit einer strafrechtlichen Anzeige rechnen müssten; darüber entscheide je nach Fall das Team und/oder die betroffene Person. Körperliche Gewalt gegen Mitarbeitende sei im Jugendclub ein absolutes Tabu und habe Konsequenzen für die Kinder und Jugendlichen. Im Falle einer (drohenden) Anzeige sei allerdings, so berichten uns Gesprächspartner*innen vor Ort, mit massiven Drohungen (bis hin zu Morddrohungen) zu rechnen; Jugendliche aus mOK-Familien beriefen sich hierbei häufig auf ihren Familiennamen und die dazugehörige Bedrohungslage.

Auch verbale Gewalt und menschenfeindliche, zum Beispiel rassistische oder antisemitische Aussagen würden nicht mehr toleriert, blieben also nicht mehr unwidersprochen. Komme es zu problematischen Aussagen, versuche man, mit den Jugendlichen darüber ins Gespräch zu kommen und sie aufzuklären. Außerdem werde zur Prävention – um die Jugendlichen zu sensibilisieren, Vorurteile abzubauen und Verschwörungsmysmen zu entlarven – mit externen Projekten zusammengearbeitet, etwa in Form von Workshopreihen. Hausverbote werden in Fällen verbaler Gewalt und Menschenfeindlichkeit offenbar nicht erteilt, auch rechtliche Konsequenzen scheint es nicht zu geben; beides widerspräche dem Ansatz der Jugendeinrichtung.

Aus einem Gespräch mit einer Fachperson lässt sich ableiten, dass einzelne Fachkräfte sich des Habitus des Sozialraums bedienen, wenn sie mit männlichen Jugendlichen aus mOK-Familien kommunizieren. Sozialräume, die unter territorialer Dominanz stehen, sind von Dominanzverhalten geprägt: Bereits Kinder und Jugendliche lernen, Schwächere zu dominieren. Offenbar kommt es vor, dass auch manche männlichen Sozialarbeiter dieses Verhalten nach dem Motto „Der Stärkere gewinnt“ reproduzieren. So berichtete die interviewte Fachkraft, dass sie im Gespräch mit Jugendlichen bei Bedarf (etwa im Falle eines Bedrohungsszenarios) erwähne, „wen man alles kennt“, oder bewusst physische und psychische Stärke/Resilienz zeige. Diese Methode, mit der das Gegenüber subtil eingeschüchtert wird, gleicht jener, die von mOK-Strukturen und den in sie involvierten Jugendlichen genutzt wird.



3.3 Fachliche Perspektiven und Standards

Welche fachlichen Antworten und Anknüpfungspunkte bieten die Profession und Disziplin Sozialer Arbeit für den Umgang mit mOK bzw. für die Arbeit mit Adressat*innen in mOK-betroffenen Sozialräumen?

3.3.1 Der Fachdiskurs zu mOK

Die Fachdisziplin Soziale Arbeit beginnt sich erst langsam mit dem Thema zu befassen. 2020 erschien ein erster Aufschlag hierzu: „Durchblick: Clan-kriminalität“ in der Fachzeitschrift Sozial Extra (2020: 364–371). Darin wird das Phänomen in vier Artikeln dargestellt. Auffällig ist, dass das Thema der Rassifizierung von gesellschaftlichen Gruppen und Familien in drei der vier Artikel einen Schwerpunkt bildet (insbesondere wird in diesem Zusammenhang auf die staatliche Asylpolitik, das Verwaltungshandeln von Kommunen und die mediale Berichterstattung eingegangen). Aus der Perspektive einer rassismuskritischen Sozialen Arbeit werden etwa Änderungen im Aufenthaltsrecht gefordert und wird unter anderem eine missglückte Integrationspolitik für Herausforderungen und Mängel im Stadtteil verantwortlich gemacht. Eine zitierte Sozialarbeiterin äußert sich wie folgt:

„Es wäre doch ein Einfaches, für diese paar Familien in Neukölln zu sagen: ‚Wir gucken mal, wer das alles ist, wer von den Kindern hat noch einen Duldungsstatus? Die bürgern wir jetzt einfach ein.‘ Wow! Das würde ein Wunder bewirken. Wir hätten plötzlich ein viel aufgeräumteres und viel freundlicheres Neukölln. Aber mit diesem Vorschlag ernte ich immer nur Gelächter: ‚Das sind doch Utopien!‘ Warum sind das Utopien?“

Zitat einer Sozialarbeiterin in: Boettner/Schweitzer 2020: 363

Beate Krafft-Schöning (2020: 378–382) setzt sich in einem vierten Artikel mit der besonderen Situation von „Clan“-Frauen auseinander. Ihr gelingt es, zusätzlich zum Aspekt des strukturellen und institutionellen Rassismus die genderspezifische Betroffenheit von Mädchen und Frauen im Kontext von mOK herauszuarbeiten. Eine intersektionale *und* betroffenenorientierte Perspektive erlaubt es ihr, auf die inhärenten Verwobenheiten aufmerksam

zu machen, die für die Situation mOK-betroffener Adressat*innen Sozialer Arbeit prägend sind.

Bereits früher, 2014, legte Marcel Michels eine Publikation vor, die sich mit der Zusammenarbeit zwischen Sozialer Arbeit und der Antimafia-Bewegung auseinandersetzt, wobei sich Michels auf Italien – konkret Palermo/Sizilien – bezog. Michels weist hier unter anderem auf die Gefahren hin, die von Mafiastrukturen für Kinder und Jugendliche ausgehen: Es bestehe die Gefahr einer möglichen „natürlichen“ Einsozialisation in mafiöse Strukturen und damit einer Übernahme demokratiefeindlicher und gewalttätiger Muster, Haltungen und Ideologien (Michels 2014: 42). In Italien gibt es seit Langem ein gesamtgesellschaftliches Bewusstsein für die gesellschaftlichen Schäden, die von mOK ausgehen, insbesondere auch unter der Frage der Demokratiegefährdung.⁶ Selbstverständlich sind die Dimensionen und gesellschaftlichen Schäden von mOK in Italien auf einem anderen Niveau als in Deutschland. Bezüglich der Mechanismen, Strukturen und Auswirkungen (u. a. das Phänomen der territorialen Dominanz betreffend) müssen wir jedoch konstatieren, dass diese auch in einigen Sozialräumen in Berlin vorzufinden sind.

3.3.2 Das Tripelmandat Sozialer Arbeit

Soziale Arbeit (eingeschlossen Jugendarbeit) hat in dem von *echolot* untersuchten Sozialraum mit Adressat*innen zu tun, die alltäglichen und strukturellen Klassismus und Rassismus erleben, Mädchen und Frauen zudem Sexismus und queere Personen Homo- und/oder Transfeindlichkeit; zusätzlich (und damit verbunden) spielt mOK eine erhebliche Rolle. Die Fachkräfte vor Ort verfügen über eine erhöhte kritische und problemorientierte Wahrnehmung, fühlen sich jedoch in der Auseinandersetzung und beim (fachlichen) Umgang mit mOK überfordert und alleingelassen. Unseren Erfahrungen nach lassen sich zwei zentrale Ursachen für einen noch fehlenden systematischen und damit professionellen Umgang mit dem Phänomen mOK ausmachen. Zum einen fürchten engagierte und parteiliche Fachkräfte (nicht ohne Grund), das Thema durch dessen Benennung noch stärker als bisher rassistisch aufzuladen – und sich damit an einer weiteren Stigmatisierung und Diskriminierung der Adressat*innen zu beteiligen. Zum anderen und damit zusammenhängend erweist sich der Mangel an adäquaten Begrifflichkeiten sowie Definitionen, um mOK-

⁶ Zur Rolle der Zivilgesellschaft im Kampf gegen die Mafien in Süditalien siehe z.B. Claudio La Camera: Civil Society's Role in the Fight Against the 'Ndrangheta, in: Heinrich-Böll-Stiftung and Regine Schönenberg (eds.) Transnational Organized Crime Analyses of a Global Challenge to Democracy, S.267 ff.

Strukturen zu benennen, als Hindernis: Der Diskurs über mOK – in der Regel findet er unter der Überschrift „Clan-Kriminalität“ statt – ist bisher ethnisierend, rassistisch aufgeladen und täterfokussiert (belegt u. a. durch den bisher überschaubaren Fachdiskurs) und verstärkt die bereits vorher existente Stigmatisierung von Menschengruppen und Sozialräumen (siehe Kapitel 3.2.1).

Vor dem Hintergrund der exemplarischen Untersuchung eines von mOK betroffenen Sozialraums (siehe Kapitel 2) ergibt sich daraus die Notwendigkeit für die Soziale Arbeit, einen fachlichen Umgang mit den mOK-spezifischen Herausforderungen zu finden. Hier hat sich die bisherige Zusammenarbeit mit *echolot* als fruchtbar und konstruktiv herausgestellt. Der spezifische Ansatz und das Selbstverständnis von *echolot* – die Perspektive von Betroffenen einzunehmen und zusätzlich genderreflektiert und rassistuskritisch zu schauen –, erweisen sich als in hohem Maße und in weiten Teilen deckungsgleich mit einer sich als kritisch verstehenden Sozialen Arbeit. (Angesichts dieser Ausrichtung der kritischen Sozialen Arbeit verwundert es übrigens wenig, dass der Anstoß, sich mit mOK zu beschäftigen, neben *echolot* aus der Sozialen Arbeit kommt.)



Angebote der Sozialen Arbeit (wie OKJA und Familienarbeit) sind in Großstädten permanent mit Erfahrungen der Ausgrenzung, des Mangels und mit Ideologien der Ungleichwertigkeit konfrontiert, die ihre Adressat*innen vulnerabel machen für mOK – Stichwort Instrumentalisierung (siehe Kapitel 2.2., 2.3, 2.4). Soziale Arbeit in armen Sozialräumen in Berlin – von denen es eine Vielzahl gibt – beinhaltet grundsätzlich, dass sie mit Klassismus und Rassismus befasst ist. Begründet durch das Tripelmandat, ist eine sich als kritisch verstehende Soziale Arbeit in besonderer Weise den Menschenrechten, der Verteidigung demokratischer Kultur und der Bekämpfung sozialer Ungleichheit und von Ideologien der Ungleichwertigkeit verpflichtet; der Abbau von sozialer Ungerechtigkeit, die Parteinahme für marginalisierte Individuen und Gruppen (Staub-Bernasconi 2019) sind zentrale Ziele. Folglich hat sie als Menschenrechtsprofession das Anliegen, marginalisierten und von Gewalt betroffenen Adressat*innen parteilich zur Seite zu stehen und eine klare Haltung gegen jegliche Ungleichwertigkeitsideologie zu vertreten. Andernfalls kann die Soziale Arbeit (unbeabsichtigt) Ideologien der Ungleichwertigkeit bestärken, Täter*innen Raum und Schutz bieten und Betroffenen Ressourcen rauben. Angesichts dessen, dass Erfahrungen des Mangels und der Ausgrenzung die Vulnerabilität gegenüber mOK-Strukturen befördern und von mOK-Strukturen instrumentalisiert werden, bedeutet eine Positionierung gegen mOK immer auch, sich gegen jegliche Form der Ungleichwertigkeitsideologie zu stellen.

Für den fachlichen Umgang mit mOK ebenfalls bedeutsam sind die (kritischen) Auseinandersetzungen mit dem Thema „helfen“, die es seit Beginn der Professionalisierung Sozialer Arbeit gibt. Eine entscheidende Rolle spielt darin die Frage, ob und wie Soziale Arbeit (ungewollt oder gewollt) zu einer unkritischen Stabilisierung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse beiträgt oder ob sie im Gegenteil die Partizipation und Teilhabe marginalisierter Personen und Gruppen ermöglicht. Auch für den Bereich mOK ist dies gewiss eine entscheidende Frage.

3.3.3 Anknüpfungspunkte in der Rechtsextremismus-Prävention

Insbesondere mit Blick auf die Veränderungen der politischen Kultur und der besonderen Rolle, die hier der Jugendarbeit zukommt, ergeben sich Analogien zu der Auseinandersetzung mit einem anderen demokratiegefährdenden Phänomen: dem Rechtsextremismus. Die Ähnlichkeiten und Analogien finden sich zum einen auf der Ebene der Wahrnehmung: Ab wann machen Fachkräfte das Problem als Gefahr für das gesamte Zusammenleben in dem betreffenden Sozialraum oder der Kommune aus?

Zum anderen gibt es Ähnlichkeiten bei der Frage der Zielgruppen: Mit welchen Adressat*innen kann und soll unter welchen Bedingungen gearbeitet werden – und wann ist die Soziale Arbeit nicht mehr zuständig und überlässt jene der Polizei und der Justiz? Eine weitere Gemeinsamkeit findet sich in der Anrufung von Sozialer Arbeit: als Problemlöserin für gesellschaftspolitische Probleme bzw. als Feuerwehr.

Der Fachdiskurs darüber, ob und wie mit rechten Jugendlichen gearbeitet werden soll, ist mittlerweile über dreißig Jahre alt, und seit Beginn und bis heute wird er von einer in Teilen heftigen Kontroverse begleitet. Zentrale Kritikpunkte waren und sind, dass es mit dem Konzept der akzeptierenden Jugendarbeit (AJA) zu einer Täterfixierung kommt, während die Betroffenenperspektive fehlt, und dass ideologische Hintergründe entpolitisiert werden (Bruns/Lehnert 2022).

Der Fokus wird in der Regel auf männliche Jugendliche und junge Männer gerichtet, ohne dass dies benannt und geschlechterreflektierend eingeordnet würde; damit einher geht eine Naturalisierung und Entpolitisierung von Männlichkeit. Zugleich werden Mädchen und Frauen übersehen und unterschätzt; hier wird auch von einer „doppelten Unsichtbarkeit“ gesprochen (Lehnert 2013). Die extreme Rechte wird großteils immer noch als ein männliches Phänomen und Problem wahrgenommen, während angenommen wird, dass Frauen und Mädchen, die sich politisch orientieren und/oder engagieren, dies keinesfalls innerhalb der (männlichen) extremen Rechten täten – zumal sie nach wie vor als eher friedlich *und* unpolitisch gelten. Eben diese Vorannahmen erlauben es politisch engagierten Frauen und Mädchen, (extrem) rechte Inhalte zu normalisieren. Spannend bleibt, dieses Phänomen auf den mOK-Bereich zu übertragen, der schließlich ebenfalls als sehr männlich geprägt gilt.

Eine weitere Kernfrage der Kontroverse war und ist, ob und welche sozialpädagogischen Strategien präventiv gegen rechts wirken – oder ob sie ungewollt zu einer Verstärkung und Ausbreitung von Rechtsextremismus beitragen oder beigetragen haben. Insbesondere die Verstrickungen Sozialer Arbeit bei der Herausbildung des *Nationalsozialistischen Untergrunds* (NSU) machen die Gefahren einer unkritischen und unreflektierten Anwendung akzeptierender Ansätze deutlich (Bruns 2019).

Im Folgenden werden Schlüsse für die Soziale Arbeit (mit Fokus auf die Jugendarbeit) gezogen, die ihrer besonderen Rolle bei der Wahrnehmung und Auseinandersetzung bezüglich des demokratiegefährdenden Phänomens mOK gerecht werden und gleichzeitig aus den damaligen Fehlern in der Arbeit mit rechten Jugendlichen lernen.

3.4 Schlussfolgerungen für die Praxis Sozialer Arbeit

Bevor wir Schlussfolgerungen ziehen und erste fachliche Standards (Kapitel 3.5) formulieren, wollen wir zunächst die besonderen Bedingungen, auf die Soziale Arbeit im Kontext mOK trifft, noch einmal zusammentragen. mOK findet in „sozialen Brennpunkten“ statt. Nicht zuletzt die (medialen) Diskurse rund um die sogenannten Silvesterkrawalle verweisen auf die besondere Rolle der Sozialen Arbeit, die ihr von der Öffentlichkeit und der Politik im Umgang mit „sozialen Brennpunkten“, „Problemkiezen“ und Jugendkriminalität zugeschrieben wird. Der öffentliche Diskurs hierzu war – wenig überraschend – von Skandalisierung und Rassifizierung geprägt. Zudem wurden migrantisierte junge Männer und männliche Jugendliche als „die Jugendlichen“ verallgemeinert; Geschlecht wurde nicht markiert, Männlichkeit entpolitisiert. Mit den Bezeichnungen „Problemkiez“ und „sozialer Brennpunkt“ geht einher, dass Armut und Rassismus nicht markiert, nicht angesprochen werden.

Was nun bedeutet diese Ausgangslage für die Soziale Arbeit? Wir beziehen uns dafür auf die Definition von Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession. Kritische Soziale Arbeit ist demnach immer auch mit einem politischen Mandat ausgestattet:

„Kritische Soziale Arbeit‘ kann im Wesentlichen als Herrschaftskritik definiert werden, die sich auf die Machtverhältnisse in der Gesellschaft [...] bezieht. [...] Es dürfte äußerst schwierig sein, sich irgendein soziales Problem im Praxisalltag der Sozialen Arbeit vorzustellen, sei es Armut, Erwerbs-, Obdach-, Perspektivenlosigkeit oder Diskriminierung, Zuwanderung, Menschenhandel, Gewalt in jeder Form usw., das keine gesellschaftlichen und damit auch sozial- und machtpolitischen Implikationen hat.“

Staub-Bernasconi 2019: 95

Fachkräfte vor Ort nehmen in Zusammenhang mit mOK vor allem Gewalt, (Jugend-) Kriminalität und Rassismus wahr. Gleichzeitig erleben sie, dass mOK auf gesellschaftlicher, staatlicher und politischer Ebene nicht erkannt und verstanden wird. Zudem besteht bislang ein Mangel an Theorie und generell an der Befassung mit dem Phänomen mOK seitens der Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit. Im Studium kommt das Thema nicht vor; Sozialarbeiter*innen sind somit auf eigene Praxiserfahrungen – die

oft unter herausfordernden oder prekären Bedingungen gemacht werden – angewiesen. Mangelndes Bewusstsein für die Existenz und Wirkung von mOK erschwert es, Bedarfe, Herausforderungen und Forderungen der Sozialen Arbeit zu formulieren.

Im Folgenden wird es darum gehen, aus den erhobenen Erfahrungen der Sozialen Arbeit (Kapitel 3.2), den skizzierten Perspektiven und Anknüpfungspunkten, die sie bietet (3.3), und der exemplarischen Untersuchung eines mOK-betroffenen Sozialraums (2) Folgerungen für die Praxis abzuleiten. Ganz allgemein und grundlegend gilt es festzuhalten: Soziale Arbeit muss die Herausforderungen, die aus mOK entspringen, annehmen. Um die Gefahren der Verstrickung mit mOK, die aus einer (nachvollziehbaren) Parteilichkeit für die Adressat*innen resultieren kann, frühzeitig zu erkennen und um Umgangsstrategien zu entwickeln, muss das Phänomen zunächst wahrgenommen, erkannt und benannt werden. Mit dem Konzept der Parteilichkeit⁷ ist in mOK-kontrollierten Sozialräumen ein – für die Soziale Arbeit typisches – Dilemma verbunden, insbesondere in der konkreten Arbeit in Graubereichen. Hierzu braucht es eine Ausdifferenzierung des Begriffs „Parteilichkeit“. Köbberling bringt dies folgendermaßen auf den Punkt:

„Um mit den [...] beschriebenen Gefahren des Konzeptes der Parteilichkeit umzugehen, braucht es eine hohe Analyse- und Reflexionsfähigkeit. Parteilichkeit ist zwingend an eine gesellschaftsanalytische Fundierung gebunden.“

Köbberling 2021:165

Es braucht also eine *reflektierte* Parteilichkeit. Andernfalls wird mOK (ungewollt) gestützt und gefördert, wie es ähnlich in der Arbeit mit rechten Jugendlichen immer wieder geschehen ist (siehe Kapitel 3.3.3).

Um das Phänomen nachhaltig bearbeiten und um Präventionsstrategien entwickeln zu können, braucht Soziale Arbeit professionelle Bedingungen, auch das ist grundlegend. Das umfasst: das Vorhandensein von Konzepten, die auf mOK bezogen sind; einen ausreichenden Personalschlüssel; qualitativ abgesicherte Teamarbeit; Supervision; langfristige Förderung in Regelstrukturen; regelmäßige Fort- und Weiterbildungen der Fachkräfte. Gleichermäßen zentral sind rassistische- und klassismuskritische sowie genderreflektierende Perspektiven in allen Angeboten und Konzepten Sozialer Arbeit.

⁷ Das Konzept der Parteilichkeit geht auf feministische Bewegungen und die Entwicklung der „parteilichen Mädchenarbeit“ zurück.

Eine weitere Voraussetzung für Fachlichkeit ist eine klare (und schonungslose) Analyse des betreffenden Sozialraums und der Adressat*innen; dies wissen wir aus den jahrzehntelangen Erfahrungen der sozialpädagogischen Arbeit mit rechten Jugendlichen: Wie stark ist das Phänomen verbreitet? Müssen wir bereits von einer sozialräumlichen Hegemonie sprechen? Sind die Adressat*innen Sozialer Arbeit Teil der (jugendkulturellen) rechten Szene bzw. mOK-Struktur, und wie stark? In welchem Maße sind sie ideologisiert? Wie stellt sich die Perspektive der Betroffenen von rechter Gewalt bzw. mOK dar? Welche Unterstützungsmöglichkeiten finden sie im Sozialraum? Wie ist die Situation von Frauen und Mädchen? Was ergibt der Blick auf männliche Dominanz und Gewalt? Eine solche Analyse und die sich hieraus ergebenden Fragen und Schlussfolgerungen stellen gleichermaßen die Voraussetzung für eine professionelle und nachhaltige Soziale Arbeit im Kontext mOK dar. Zusätzlich muss die Kenntnis darüber, was mOK ist und wie mOK funktioniert, vorausgesetzt werden.

Bezogen auf den hier untersuchten Sozialraum haben wir zu Beginn unseres Artikels soziodemografische Faktoren zusammengetragen (Kapitel 2.1). Wir haben beschrieben, dass und warum die Bewohner*innen in hohem Maße vulnerabel sind für mOK-Strukturen, und dabei die Zusammenhänge mit Diskriminierungserfahrungen und mangelndem Vertrauen in staatliche Institutionen aufgezeigt. Zudem kamen wir darauf zu sprechen, wie mOK und territoriale Dominanz mit Ideologien der Ungleichwertigkeit im Sozialraum zusammenhängen. Kurz gesagt: mOK-Strukturen knüpfen an Erfahrungen des Mangels, an erlebtes Unrecht, an patriarchale Organisationsmuster und an vorhandene Feindbilder an, und sie bieten „Mitmachstrukturen“ (v. a. für Jungs und Männer) und (geschlechtsspezifische) Attraktivitätsmomente.

Die Auseinandersetzung mit diesen „attraktiven Angeboten“ der mOK-Strukturen und den dahinter stehenden Versprechungen und Narrativen – etwa: Aufstieg und Berühmtheit als „Gangster“ – muss insbesondere in der Jugendarbeit mit männlichen Jugendlichen eine zentrale Rolle spielen. Hier gilt es, an die Erfahrungen, Wünsche und Bedarfe der (männlichen) Jugendlichen anzuknüpfen und zugleich Position gegen neoliberale Verwertungslogiken, gewaltvolle Formen der Männlichkeit, Rassismus, Antisemitismus und andere Ideologien der Ungleichwertigkeit zu beziehen. Neoliberale Paradigmen haben spätestens mit dem Umbau des Wohlfahrtsstaats in einen „aktivierenden“ Staat durch die Agenda 2010 auch Einzug in die Soziale Arbeit gehalten. Eine kritische Soziale Arbeit muss sich gegen die materialistischen Versprechungen vom „schnellen Geld“ als Wert an sich positionieren; zugleich müssen sich Fachkräfte kritisch mit den Zielen ihrer Arbeit auseinandersetzen: Geht es in der sozialpädagogischen Arbeit mit den Jugendlichen in erster Linie darum, diese für die kapitalistische, rein auf Leistung bezogene Gesellschaft fit zu machen? Oder ist das Ziel vielmehr,

gemeinsam mit den Jugendlichen zu erkunden, wie ein *gutes Leben* für sie aussehen könnte? Die erlebten Ausgrenzungen und Zurückweisungen gilt es ernst zu nehmen – und sie zur Basis einer veränderten, neuen demokratischen Erzählung zu machen. Grundlage dafür ist die weiter oben beschriebene reflektierte Parteilichkeit. Dazu gehört auch, Grenzen klar aufzuzeigen, wenn sich die (oft männlichen) Jugendlichen nicht an die – im besten Fall partizipativ erarbeiteten – Regeln halten. Selbstverständlich fallen hierunter sämtliche gewalttätigen oder kriminellen Handlungen, beispielsweise wenn männliche Jugendliche in den lokalen Drogenhandel der mOK-Strukturen involviert sind.

Für die sozialpädagogische Arbeit in koedukativen Settings gilt es, Mädchen und weibliche Jugendliche – die anders in mOK eingebunden und von ihr betroffen sind – und deren Bedarfe und Bedürfnisse gezielt in den Blick zu nehmen. In einem Sozialraum, der von mOK kontrolliert wird, braucht es eine reflektiert parteiliche, empowernde Arbeit mit den dortigen Mädchen und jungen Frauen. Dazu gehört unbedingt, mit ihnen zu erarbeiten, wann und wo sie sich sicher oder unsicher fühlen und was sie benötigen, um sich sicherer zu fühlen? Welche Angebote braucht es, um Mädchen und junge Frauen aus patriarchalen (ggf. mOK-geprägten) Familienkontexten dahingehend zu unterstützen, dass sie selbstbestimmte Strategien und Lebenskonzepte weiterverfolgen oder entwerfen können? Gleichzeitig müssen auch ihre Funktionen bei der Verbreitung und Konsolidierung von mOK berücksichtigt und adressiert werden. Der in mOK eingeschriebene Sexismus bedeutet nicht, dass Mädchen und Frauen nicht Teil von mOK-Strukturen sind oder sein können. Auch sie teilen Ideologien der Ungleichwertigkeit und unterstützen mOK; insbesondere die Inszenierung einer gewaltförmigen Männlichkeit als „Gangster“ ist ohne weibliche Zustimmung in einer derartig heteronormativen Gesellschaft nicht vorstellbar. Auch Mädchen und Frauen können von mOK profitieren. Sie müssen immer als Subjekte mit eigenen Interessen wahrgenommen werden. Es gilt also beides: Mädchen und Frauen zu empowern und gleichzeitig Ideologien der Ungleichwertigkeit zurückzuweisen und Grenzen zu ziehen.

Insbesondere vor dem Hintergrund der nicht zu leugnenden Attraktivität von mOK für die Jugendlichen im Sozialraum lohnt ein erneuter Blick auf aktuelle Ansätze der Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Kai Dietrich, der seit langen Jahren Modellprojekte in Sachsen begleitet und auch in der politischen Bildung tätig ist, plädiert für einen lebensweltorientierten narrativen Ansatz, der an den Menschenrechten ausgerichtet ist. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass rechte politische Orientierungen nicht allein das Ergebnis überregionaler Mediendebatten sind: Auch soziale Dimensionen im Lokalraum und spezifische starke lokale Orientierungen und damit einhergehende Identifikationen spielten eine Rolle (Dietrich

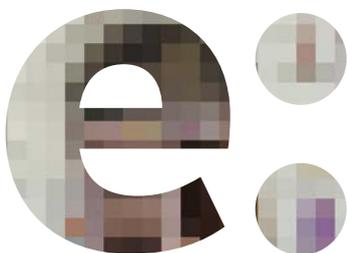
2019: 239). Dietrich spricht von Lokalismus oder „Lokalpatriotismus“. Demnach werden organisierte extrem rechte Strukturen gestärkt durch positive Kontakte in der Lokalbevölkerung. Außerdem wird die Erzählung „Wir und die anderen“ konstruiert; damit einher geht die Vorstellung, dass „wir“ zurückgelassen worden seien und von „den anderen“ bedroht würden. Dietrich fordert eine politische Bildung mit „sozialarbeiterischer Haltung“ (ebd.: 241): Die Adressat*innen sollten unterstützt werden, neue (demokratische) Deutungsoptionen zu entwickeln. Gemeinsam mit den Jugendlichen werde an den lokalpatriotischen Alltagserzählungen und den Narrativen im Lokalraum gearbeitet (ebd.: 245), dies mit dem Ziel, sie zu hinterfragen und Distanzierungen anzubahnen. Hilfreich sei es, Personen im sozialen Nahfeld der Jugendlichen auszumachen, die für neue Deutungen offen sind (ebd.: 245).



Wenn wir die von Dietrich beschriebenen Faktoren auf Sozialräume übertragen, die von mOK betroffen sind, stellen wir Gemeinsamkeiten fest: Auch hier existiert „Wir und die anderen“ als eine fast konsensuale Erzählung. Im Unterschied zu den ländlichen Lokalräumen in Sachsen ist sie hier durch alltägliche Erfahrungen von Rassismus, Klassismus und ggf. weiteren Ausgrenzungen fundiert. mOK wird glorifiziert, die Akteure werden heroisiert. Politische Bildung mit einer sozialarbeiterischen Haltung bedeutet hier insbesondere, die von mOK verbreiteten demokratiefeindlichen Erzählungen zu dekonstruieren.

In der pädagogischen Arbeit mit jüngeren Adressat*innen ist die Offene Kinder- und Jugendarbeit (OKJA) im untersuchten Sozialraum damit konfrontiert, dass bereits Kinder in die mOK-Strukturen einsozialisiert und dass sie von ihnen instrumentalisiert werden: etwa wenn Kinder dazu angehalten werden, „Fremde“ oder bestimmte Gewerbetreibende im Sozialraum zu beleidigen, zu bedrohen oder deren Ladenfenster einzuschmeißen, wie Fachkräfte berichten. Grundsätzlich gilt, dass Kinder Betroffene der Verhältnisse sind und als Opfer von Gewalt, keinesfalls als Täter*innen betrachtet werden dürfen. Wenn Kinder zu Jugendlichen werden, stellt sich die Situation komplexer dar: Hier gibt es Betroffene, Täter*innen – und ganz häufig Jugendliche, die beides zu einem gewissen Anteil sind.

Um angst- und gewaltfreie Räume und Angebote zu etablieren, ist die Elternarbeit von zentraler Bedeutung. Für die OKJA wie für alle Einrichtungen Sozialer Arbeit gilt grundsätzlich, dass sie ihren Adressat*innen gewalt- und angstfreie Räume bereitstellen sollten; in einem Sozialraum, der von mOK-Strukturen geprägt ist, spielen derartige Räume eine noch wichtigere Rolle als ohnehin schon. Elternarbeit in einem von mOK betroffenen Sozialraum meint sowohl die Arbeit mit Eltern, die (noch) nicht Teil der mOK-Strukturen sind (deren Kinder aber erheblich davon betroffen sein können), als auch die Arbeit mit Eltern, die Teil der mOK-Strukturen sind. Kinder können sich ihre Eltern nicht aussuchen, dieser Grundsatz gilt generell und natürlich auch für Kinder und Jugendliche aus mOK-Familien. Analog zur Arbeit mit Kindern aus extrem rechten Familien geht es hier um den Aufbau einer „strategischen Partnerschaft“ oder „strategischen Arbeitsbeziehung“. Eltern werden in dem Wunsch, das Beste für ihr Kind zu wollen, adressiert, und das Kindeswohl wird in den Mittelpunkt gestellt. Gleichzeitig gilt es,



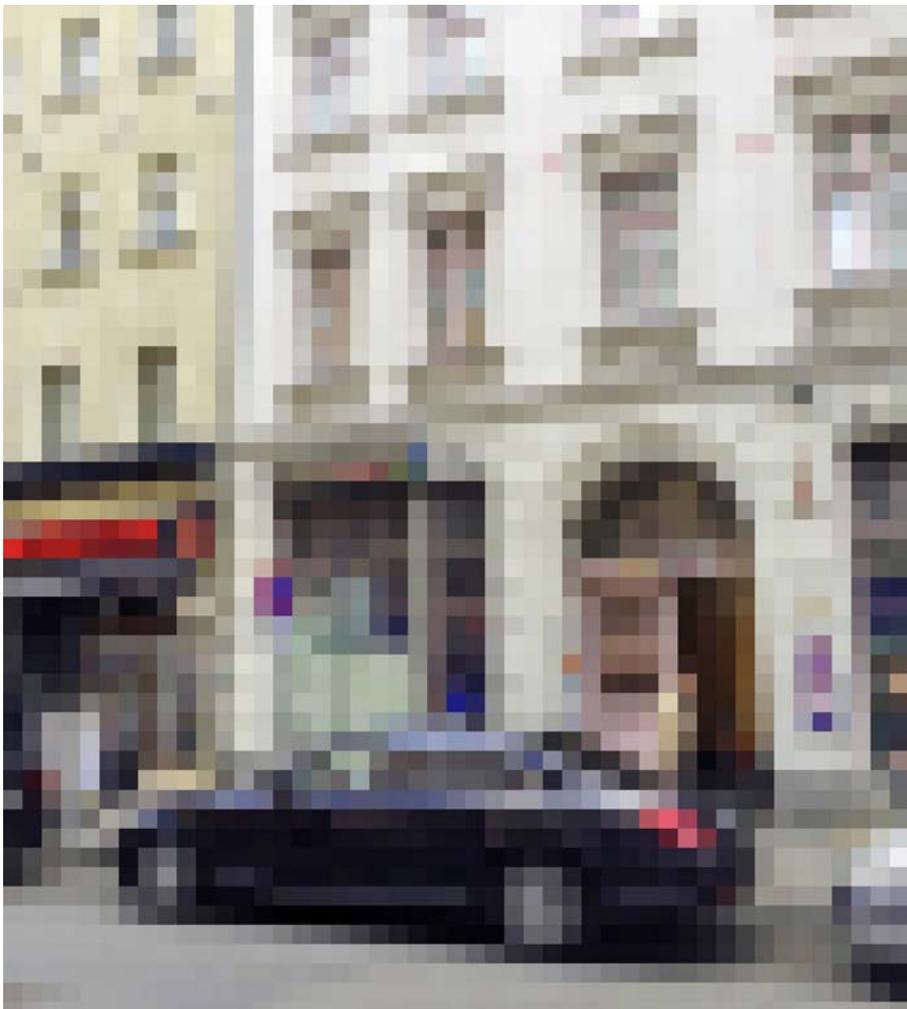
menschenfeindliche und antidemokratische (Erziehungs-)Vorstellungen zurückzuweisen. Das kann dann gelingen, wenn das Kind gerne in die Einrichtung kommt und der Aufenthalt dort seine Entwicklung positiv beeinflusst; das gilt es den Eltern bewusst zu machen. Manchmal ist eine solche strategische Partnerschaft/Arbeitsbeziehung nicht (mehr) möglich (siehe dazu Kapitel 3.2.3), etwa wenn Väter oder andere Familienmitglieder männliche Jugendliche als Nachfolger ansehen und entsprechend früh in mOK-Handlungen involvieren, statt den Bildungsweg ihres Kindes zu fördern (siehe Kapitel 2.6). Die pädagogische Arbeit ist immer am Wohl des Kindes ausgerichtet; gleichzeitig ist selbstverständlich dafür Sorge zu tragen, dass das Recht auf Schutz und auf gewalt- und angstfreie Räume in der OKJA für alle anderen Kinder und Jugendlichen gewahrt bleibt. Grundsätzlich gilt auch für die Elternarbeit, dass der Aufbau und Erhalt eines Vertrauensverhältnisses elementar ist.

Neben den beschriebenen Faktoren für eine gelingende und nachhaltige Soziale Arbeit im Kontext von mOK braucht es Schutzräume und Schutzkonzepte. Hierfür sind Verweisstrukturen nötig, auch jenseits der Sicherheitsbehörden. Konkret heißt das, dass es Schutzräume geben müsste, zum Beispiel spezifische Zufluchtswohnungen oder andere geschützte Formen des (betreuten) Wohnens oder Beratungsstellen, in die Adressat*innen vermittelt werden können. Dabei muss es für Eltern und Jugendliche möglich sein, sich Fachkräften anzuvertrauen, ohne dass diese ihr Wissen (unmittelbar) an die Sicherheitsbehörden weitergeben würden.⁸ Wie wichtig Schutzkonzepte auch für die Fachkräfte selbst sind, geht aus den Unterkapiteln zu territorialer Dominanz und Gewalt klar hervor (Kapitel 2.2, 2.6, 3.2.2). Die informellen Strategien des „Selbstschutzes“, die Fachkräfte entwickeln (müssen) – wobei eine offensichtliche Zusammenarbeit mit Sicherheitsbehörden ausgeschlossen wird, um das Vertrauensverhältnis mit den Adressat*innen und ihren Familien nicht zu gefährden –, stellt keineswegs eine gute Alternative zu einem institutionalisierten Schutzkonzept dar.

⁸ Eine große Schwierigkeit bleibt hier, dass Sozialarbeiter*innen nicht über ein Zeugnisverweigerungsrecht verfügen.

3.5 Empfehlungen: Standards für die Soziale Arbeit

Aus den Interviews, der Forschung vor Ort und unserer Analyse leiten wir für Fachkräfte Sozialer Arbeit eine Reihe Empfehlungen ab. Einige beziehen sich spezifisch auf die Offene Kinder- und Jugendarbeit in mOK-betroffenen Sozialräumen, andere sind allgemeiner bzw. für weitere Handlungsfelder der Sozialen Arbeit relevant.



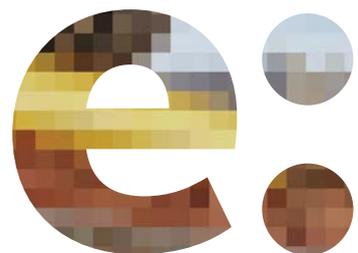
- An erster Stelle steht immer, das Problem mOK zu benennen.
- Notwendig ist eine fachliche bzw. aus der Perspektive der Sozialen Arbeit klare Positionierung (Stichworte: Orientierung an Menschenrechten und für Demokratie/gegen Ideologien der Ungleichwertigkeit).
- Von zentraler Bedeutung ist stets, die Betroffenenperspektive sichtbar zu machen/Betroffenen von mOK-Strukturen eine Stimme zu geben.
- Für Betroffene sollten Beratungs-, Unterstützungs- und Schutzmöglichkeiten geschaffen werden.
- Für Sozialarbeiter*innen gilt es Fortbildungsangebote zu konzipieren und zu schaffen.
- In Studium und Ausbildung sollte der Umgang mit mOK als Thema der Sozialen Arbeit implementiert werden.
- Es gilt eine Kultur der Rechtsstaatlichkeit zu schaffen/eine Pädagogik der Rechtsstaatlichkeit zu praktizieren (vgl. „cultura della legalità“, Michels 2014).
- Eine demokratische Kultur und öffentliche demokratische Räume müssen gefördert und fortlaufend gestärkt werden (z. B. durch die Gemeinwesenarbeit).
- Von mOK betroffene Einrichtungen sollten sich vernetzen mit (anderen) Einrichtungen der Sozialen Arbeit, mit Schulen im Sozialraum sowie in landesweiten Gremien (z. B. in Präventionsräten).
- Die Zusammenarbeit mit den Stadtteilmüttern gilt es auszubauen.
- Angebote der Mütterarbeit und der Väterarbeit (!)⁹ müssen weiterentwickelt werden.
- In der Bezirks- und Landespolitik gilt es, Lobbyarbeit zu betreiben.
- Rassismus- und antisemitismuskritische Perspektiven müssen in die OKJA und alle anderen Formen der Sozialen Arbeit integriert und/oder darin ausgebaut werden.
- Ebenso gehören geschlechterreflektierende Perspektiven in die OKJA und alle anderen Formen der Sozialen Arbeit; es gilt Mädchen und (junge) Frauen in den Blick zu nehmen und männlichkeitskritische Perspektiven zu entwickeln.
- Die Elternarbeit muss beibehalten und ausgebaut werden.
- Eine an den Lebenswelten der Adressat*innen orientierte Soziale Arbeit kann an/mit den Alltagserzählungen der Adressat*innen arbeiten mit dem Ziel, eine Distanzierung von Narrativen anzubahnen, die mOK verherrlichen oder normalisieren; das bedeutet, dieses Anliegen zu einem zentralen Ziel der Sozialen Arbeit im mOK-betroffenen Sozialraum zu machen (vgl. Dietrich 2020).

⁹ Der Psychologe Kazım Erdoğan hat bereits vor zwanzig Jahren in Neukölln eine (migrantische) Vätergruppe aufgebaut.

Literaturverzeichnis

- Boettner, J.; Schweitzer, H. (2020). Was heißt denn hier „Clan“? *Sozial Extra*, 44(6), 364–371.
- Bruns, L. (2019). *Der NSU-Komplex und die akzeptierende Jugendarbeit. Perspektiven aus der Sozialen Arbeit*. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Bruns, L.; Lehnert, E. (2022). Zur Entpolitisierung von Männlichkeiten im Kontext des sozialpädagogischen Handelns mit rechten Jugendlichen Anfang der 1990er-Jahre. *ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung*, 2(2), 251–265.
- Cayli, B. (2016). Performance matters more than masculinity: Violence, gender dynamics and mafia women. *Aggression and Violent Behavior*, 29, 36–42.
- Dietrich, K. (2019). Erzählungsbezogene Ansätze der Jugendarbeit zur Bearbeitung lebensweltbasierter Ablehnungshaltungen. In: Boehnke, L.; Thran, M.; Wunderwald, J. (Hg.). *Rechtspopulismus im Fokus. Theoretische und praktische Herausforderungen für die politische Bildung*. Wiesbaden: Springer VS, 233–251.
- Impastato, Felicia Bartolotta (1986). *La mafia in casa mia*. Palermo: La Luna.
- INSP (2020; Institut für Neue Soziale Plastik). *Mafiöse Organisierte Kriminalität. Eine Herausforderung für die demokratische Zivilgesellschaft*. (Veröffentlichung im Rahmen des Projektes *echolot: Zivilgesellschaft gegen mOK*.) Berlin: Eigenverlag.
- INSP (2022; Institut für Neue Soziale Plastik). *Hefte für demokratische Kultur im Urbanen Raum — 1 Schutzgelderpressung*. (Veröffentlichung im Rahmen des Projektes *echolot: Zivilgesellschaft gegen mOK*.) Berlin: Eigenverlag.
- Köbberling, G. (2022). Rassistische Gewalt als Erfahrung der Markierung und Unsichtbarmachung. *ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung*, 2(2), 268–286.
- Krafft-Schöning, B. (2020). „Clan“-Frauen. *Sozial Extra*, 44(6), 378–382.
- La Camera, C. (2013). Civil Society's Role in the Fight Against 'Ndrangheta. In: Heinrich-Böll-Stiftung; Schönenberg, Regine (Hg.): *Transnational Organized Crime. Analyses of a Global Challenge to Democracy*, 267–276.

- Lehnert, E. (2013). Parteiliche Mädchenarbeit und Rechtsextremismusprävention. In: Radvan, H. (Hg.). *Gender und Rechtsextremismusprävention*. Berlin: Metropol, 195–210.
- Michels, M. (2014). *Antimafia-Bewegung und Soziale Arbeit. Wie Zivilgesellschaft und soziale Profession organisierte Kriminalität bekämpfen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Omer, H.; von Schlippe, A. (2016). *Stärke statt Macht: Neue Autorität in Familie, Schule und Gemeinde*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Omer, H.; von Schlippe, A. (2019). *Neue Autorität – Das Handbuch: Konzeptionelle Grundlagen, aktuelle Arbeitsfelder und neue Anwendungsgebiete*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Paoli, L. (2008). *Mafia Brotherhoods: Organized Crime, Italian Style*. Oxford: Oxford University Press.
- *Sozial Extra* (2020), Ausgabe 44(6). (Mit Schwerpunkt/Artikelserie „Durchblick: Clankriminalität“.)
- Staub-Bernasconi, S. (2019). *Menschenwürde – Menschenrechte – Soziale Arbeit. Die Menschenrechte vom Kopf auf die Füße stellen*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.



Impressum

Herausgeber: Institut für Neue Soziale Plastik (Berlin) e.V.,
Yorckstraße 26, 10965 Berlin

Lektorat: Dr. Julia Roßhart

V.i.S.d.P.: Benno Plassmann

Die Publikation basiert auf der wissenschaftlichen Begleitung des Projekts *echolot* durch Prof. Dr. Esther Lehnert sowie auf qualitativ ausgewerteten Interviews von Burcu Başdinkçi.

Gestaltung und Herstellung: BAR PACIFICO/
Girardet Hickethier Ebel GbR, Moritz Lichtwarck-Aschoff

Auflage: 500

1. Auflage 2024

Fotovorlagen für Pixel-Illustrationen: Umschlag: Ahma/Unsplash,
S. 2/6: Etienne Girardet (EG), S. 9: Vale/Unsplash (V/U), S. 12: EG,
S. 16: Waldemar/Unsplash, S. 23/27: EG, S. 32: V/U, S. 36: EG,
S. 39: CDC/Unsplash, S. 42: EG, S. 47: Jorge Fernández Salas/Unsplash,
S. 51: V/U, S. 54: EG, S. 61: Krzysztof Hepner/Unsplash, S. 64: EG

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**

**BERLIN GEGEN
GEWALT**
Landeskommission
Berlin gegen Gewalt

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor*innen die Verantwortung.

Über echolot

Das Projekt wurde 2011 von italienischen und deutschen Aktivist*innen in Berlin gegründet. Das Anliegen war damals, die Arbeit gegen Mafien in Italien von Deutschland aus zu unterstützen. Außerdem sollte das Problem für Deutschland beschrieben und sollten Projekte gegen Mafien in Deutschland initiiert werden. Von 2014 bis 2017 fand das EU-Projekt „*Creating public spaces*“ zur zivilgesellschaftlichen Umnutzung eingezogener Immobilien statt. Von 2016 bis 2020 entstanden im „*Theater der Anonymen*“ mehrere Aufführungen mit Klient*innen der Berliner Fachberatungsstellen für Betroffene von Menschenhandel. Um die Grundlagen für die zivilgesellschaftliche Arbeit gegen mafiöse Organisierte Kriminalität (mOK) in Berlin zu schaffen, führte *echolot* dazu 2020 ein Pilotprojekt durch, gefördert von der Landeskommision Berlin gegen Gewalt. Seit Herbst 2021 entwickelt das Bundesmodellprojekt „*echolot: Zivilgesellschaft gegen mOK*“ Präventionsarbeit gegen mOK. Gefördert wird das Projekt aus dem Bundesprogramm „Demokratie leben!“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), kofinanziert durch die Landeskommision Berlin gegen Gewalt.

